BERNER HEIMATSCHUTZ
REGION BERN MITTELLAND

Postfach | 3000 Bern 7
info@heimatschutz-bernmittelland.ch
www.heimatschutz-bernmittelland.ch

Heimat heute | 2013

Impressum

Herausgeber:
Berner Heimatschutz
Region Bern-Mittelland
Postfach | 3000 Bern 7
info@heimatschutz-bernmittelland.ch
www.heimatschutz-bernmittelland.ch

Redaktion:
Marianne Keller Tschirren
Margrit Zwicky

Gestaltung | Satz:
Michèle Petter Sakthivel

Lithos:
Atelier Jaune

Druck:
Geiger AG

Auflage:
1800 Exemplare

ISSN 2235-8056

Titelbild:
Das Viktoriaschulhaus in Bern
mit dem Neubau von Graber und Pulver
(2009–2011)
(Foto: Katja Jucker)

Inhalt

Marianne Keller Tschirren | **Editorial | 3**

Maria D'Alessandro | **Werner Küenzi (1921 – 1997) | 4 – 8**

Franz Oswald | **Zum Siedlungsbau in Bern von ca. 1960 bis ca. 1980 | 9 – 16**

Dieter Schnell | **Die Architekturkrise der 1970er-Jahre und der Heimatschutz | 17 – 22**

Rolf Hürlimann | **Sandsteinbauten ausserhalb der Berner Altstadt | 23 – 28**

Werner Neuhaus | **Als die Schnellzüge nach Basel, Biel/Bienne, Thun und Zürich noch durchs Lorrainequartier dampften | 29 – 32**

Christoph Schläppi | **Entrücktes Idyll und städtisches Leben | 33 – 35**

Schoggitaler 2013 | 35

Maria D'Alessandro | **Welche ist die Schönste im ganzen Land? | 36 – 37**

Adressen | 38

Editorial

Liebe Heimatschutz-Mitglieder
Liebe Leserinnen und Leser

«Mikrokosmos Siedlung» – so lautete das Motto der beliebten Stadtführungen, die wir in diesem Frühsommer an acht Abenden veranstalteten. Mit dem Thema zum Wohnen und zu verschiedenen Wohnformen scheinen wir einen Nerv getroffen zu haben, war doch das Interesse an den einzelnen Veranstaltungen überaus gross. Die vielen positiven Rückmeldungen der Teilnehmerinnen und Teilnehmer zeigen uns, dass dieses Angebot einem Bedürfnis unserer Mitglieder und Gäste entspricht, mehr über die unmittelbare be- und gebaute Umwelt zu erfahren. Und so werden wir auch in Zukunft darum bemüht sein, für Sie abwechslungsreiche Stadtführungen zusammenzustellen.

Wie ein Leitmotiv zieht sich das Thema «Siedlung» durch die aktuelle Ausgabe von Heimat heute. Franz Oswald legt in seinem Artikel dar, wie sich Stadt und Region Bern zwischen 1960 und 1980 mit dem Bau der Halensiedlung, des Tscharnerguts, Wittikofens und weiterer Bauten auf moderne Weise weiterentwickelte. Gleichzeitig skizziert er Möglichkeiten, wie sich die heutigen Akteure der Stadtplanung die Erfahrungen der vergangenen Jahrzehnte zu Nutze machen können. Was damals als modern galt und auch heute in Fachkreisen gerühmt wird, erregte aber auch den Widerstand der Bevölkerung. So lesen wir bei Dieter Schnell, dass die Kritik gegen die moderne, vorwiegend aus Beton gebaute Architektur relativ schnell und heftig einsetzte. Gleichzeitig ist zu erfahren, wie sich die Haltung des Schweizer Heimatschutzes in dieser Frage im Lauf der Jahre veränderte.

Nach diesem weiten Blick auf das Bauen in der Schweiz der 1970er-Jahre kehrt Rolf Hürlimann mit seinem Beitrag in die Region zurück. Stadtwandernd hat er sich auf den Weg gemacht, die Sandsteinbauten ausserhalb der Berner Altstadt zu erkunden und zu fotografieren. Einen Blick in die Vergangenheit ermöglicht uns Werner Neuhaus, der beschreibt, wie die Züge von Bern nach Basel, Biel, Thun und Zürich bis 1941 mitten durch das Lorrainequartier fuhren. Historische und aktuelle Fotografien dokumentieren den Wandel der Zeit auf eindrückliche Art und Weise. Und schliesslich nimmt uns Christoph Schläppi mit auf einen Spaziergang vom Mattequartier den Altenberg entlang bis in den Breitenrain: wir lernen kleine Oasen im lauten Treiben der Stadt kennen und begegnen dabei gleichzeitig geradezu mondäner Architektur aus dem frühen 20. Jahrhundert. Lassen Sie sich überraschen!

Seit mehr als 100 Jahren setzt sich der Schweizer Heimatschutz für die Pflege und den Erhalt des baukulturellen und landschaftlichen Erbes der Schweiz ein. Um diesen Anliegen in Zukunft noch mehr Gehör zu verschaffen, hat sich der Verband im April dieses Jahres mit den Organisationen *Archäologie Schweiz, Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte GSK* und *Nationale Informationsstelle für Kulturgüter-Erhaltung NIKE* zur so genannten *Alliance Patrimoine* zusammengeschlossen. Die neue Vereinigung vertritt die Interessen ihrer Mitglieder gegenüber der Politik und der Öffentlichkeit und erarbeitet mit anderen Interessensgruppen zukunftsorientierte Lösungen. Nicht zuletzt in Hinblick auf die vom Bundesrat beschlossene Energiestrategie 2050 gilt es, achtsam zu bleiben und darum besorgt zu sein, dass schutz- und erhaltenswerte Objekte und Ortsbilder nicht diesen Zielen untergeordnet werden.

Um unseren Forderungen Nachdruck zu verliehen, sind wir auf die Unterstützung durch Sie, unsere Mitglieder und Sympathisantinnen, angewiesen. Engagieren Sie sich, bringen Sie sich ein und helfen Sie mit, den Wert der schweizerischen Baukultur immer wieder in Erinnerung zu rufen! Dafür danke ich Ihnen im Namen der Regionalgruppe Bern-Mittelland des Berner Heimatschutzes ganz herzlich.

Marianne Keller Tschirren
Redaktorin

Werner Küenzi (1921–1997)

Werner Küenzi (Stadtarchiv Bern, SAB Nachlass Küenzi 1/1)

Zur Biografie

Geboren wurde Werner Küenzi am 13. September 1921 in Schaffhausen als Bürger von Uebeschi bei Thun.[1] In Langnau am Albis besuchte er die Primar- und Sekundarschule und absolvierte von 1937 bis 1940 bei Kündig und Oetiker in Zürich eine Lehre als Hochbauzeichner. Nach dem Lehrabschluss siedelte Werner Küenzi bereits im Alter von 20 Jahren nach Bern über, wo er im bekannten Architekturbüro Beyeler und von Sinner eine Stelle fand und aushilfsweise Projektdarstellungen von Sportbauten zeichnete. Das ursprünglich geplante Vorhaben, im Architekturbüro seines älteren Bruders Rudolf in Zürich mitzuarbeiten, kam wegen der knappen Auftragslage nach dem Zweiten Weltkrieg nicht zustande.

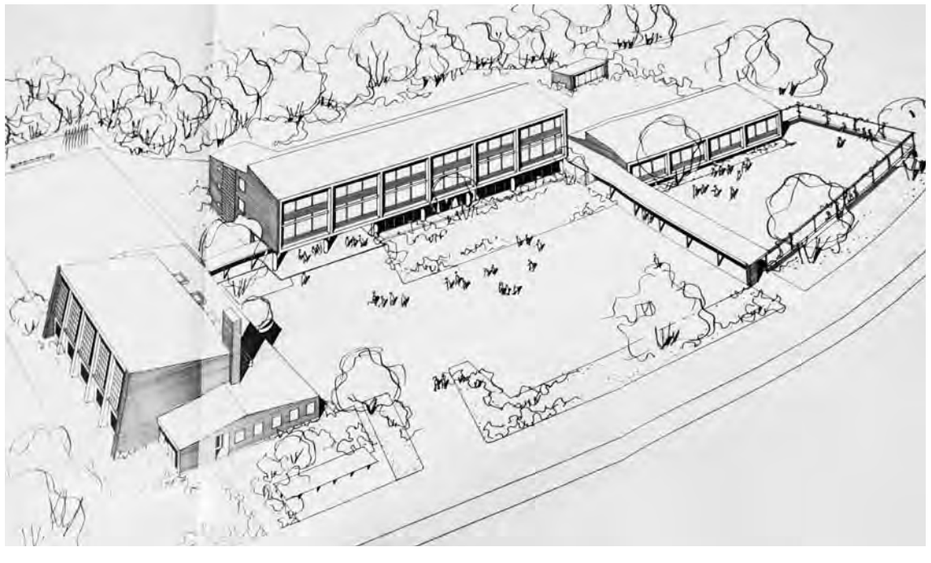
Die Übersiedlung nach Bern im Jahr 1941 kann mit Blick auf Küenzis spätere Karriere als glückliche Fügung gesehen werden. Noch im selben Jahr erhielt Küenzi eine feste Anstellung bei Dubach und Gloor und machte bis 1946 Projekt- und Ausführungspläne von Spitalbauten, Kirchenrenovierungen, Wohnungsbauten und Umbauten und zeichnete Wettbewerbsprojekte. Nach dem Zweiten Weltkrieg ging er nach Schweden, wo er von 1946 bis 1949 beim Architekten Lars-Erik Lallerstedt in Stockholm angestellt war. Küenzi zeichnete Projekt- und Ausführungspläne von Post- und Bankgebäuden und wirkte als Partner in Wettbewerben mit, wie etwa beim Projekt für die psychiatrische Klinik in Karlskrona, das mit dem ersten Preis ausgezeichnet wurde. Für verschiedene Stockholmer Holzbaufirmen erstellte Küenzi nebenbei Pläne von Einfamilien- und Ferienhäusern in Elementbauweise. Die Publikation dazu sowie ein Aquarell eines Schwedenhauses sind frühe Zeugnisse seines aussergewöhnlichen zeichnerischen Talents.

1947 heirateten Werner Küenzi und Hanny Müller. Aus der Ehe gingen zwei Töchter und ein Sohn hervor.

Nach seiner Rückkehr in die Schweiz war Küenzi von 1949 bis 1951 wiederum im Büro Dubach und Gloor angestellt. Zudem baute er Gebäudemodelle für befreundete Architekten. Schliesslich gründete er 1951 ein eigenes Architekturbüro in Bern, das zuerst an der Neuengasse 5 und ab 1966 am Waldhöheweg 30 im Breitenrainquartier lag. Seine Frau, die ausgebildete Kauffrau war, übernahm dabei die Administration für das Geschäft.

Den ersten Wettbewerbserfolg feierte Küenzi 1953 mit dem Projekt für das Schulhaus Tännlenen in der Gemeinde Schwarzenburg. Da er sich an vielen Wettbewerben beteiligte, folgten auf diesen ersten Auftrag zahlreiche weitere öffentliche Bauaufträge.

[1] Angaben zu seiner Person und Ausbildung stammen aus dem Nachlass W. Küenzi im Stadtarchiv Bern. Es handelt sich um einen Lebenslauf, den Werner Küenzi selbst verfasst hat. Siehe ausserdem: Hans-Peter Ryser, «Küenzi, Werner», in: *Architektenlexikon der Schweiz 19./20. Jahrhundert,* hrsg. von Isabelle Rucki und Dorothee Huber, Basel: Birkhäuser Verlag, 1998, S. 324 und Bernhard Furrer, «Werner Küenzi zum Gedenken», in: *Schweizer Ingenieur und Architekt,* Bd. 116, Heft Nr. 5/6, Zürich, 1998, S. 21.



Vogelperspektive der Schulanlage Rossfeld, gezeichnet von Werner Küenzi (Stadtarchiv Bern, SAB Nachlass Küenzi)

Schulhaus Tännlenen, publiziert in: «Bernische Schulbauten. Neubauten, wesentliche Umbauten, Turnhallen, Lehrerwohnhäuser und Kindergärten 1952 – 1962», Bern: Haupt, 1962

Schulanlage Schwabgut, Bern: Luftaufnahme um 1964, noch ohne Primarschultrakt (Sammlung Stadtarchiv Bern, SF 1988/01/32)

Schulanlage Rossfeld, Bern

Schulanlage Selhofen bei Kehrsatz. Links die Sekundar-, rechts die Primarschule und dazwischen der Singsaal

Obwohl er nicht eigentlich ausgebildeter Architekt war, erlangte er in Fachkreisen durch die vielen Wettbewerbssiege hohe Anerkennung. 1956 konnte er sich in das Schweizerische Register der Architekten (REG) eintragen lassen, 1957 trat er dem Bund Schweizer Architekten (BSA), Ortsgruppe Bern, und ein Jahr darauf dem Schweizerischen Ingenieur- und Architektenverein (SIA) bei. Von 1959 bis 1975 war Küenzi Mitglied der stadtbernischen Kommission zur Begutachtung ästhetischer Fragen. Nach einigen praktischen Erfahrungen im Grosssiedlungsbau, wie etwa der Überbauung Schwabgut, wirkte er später bei ähnlichen Grossprojekten wie beispielsweise der Hochhausüberbauung Oberes Murifeld in Wittigkofen beratend mit. Auch am Bau der eidgenössischen Verwaltungsbauten Taubenhalde in Bern war er beteiligt.

Werner Küenzi hat an insgesamt 101 öffentlichen und engeren Wettbewerben teilgenommen: 66 Projekte wurden prämiert, 42 davon sogar mit dem ersten Preis ausgezeichnet. Er errichtete 25 Schulanlagen, vier kirchliche Anlagen, eine Abdankungshalle, drei Verwaltungsgebäude, ein Wohnhochhaus und zwölf Einfamilienhäuser. In den Jahren der aktivsten Tätigkeit beschäftigte Küenzi ein Team von zwölf bis fünfzehn Mitarbeitenden, zu denen während zehn Jahren auch seine älteste Tochter Marlies zählte, die im väterlichen Büro die Ausbildung als Hochbauzeichnerin absolviert hatte.

Neben der Architektur befasste sich Werner Küenzi mit Malerei und Grafik. Er entwarf Vorlagen für künstlerischen Schmuck an Bauten, darunter Wandgrafiken, Wandteppiche, Glasmalereien und Brunnengestaltungen. Nach wie vor reiste er nicht zuletzt zu Studienzwecken nach Skandinavien und machte 1971 weitere Studienreisen in die USA und nach Kanada.

Zum einen war Küenzi ein talentierter Zeichner, zum anderen richtete er seine Aufmerksamkeit auf eine funktionale Gebäudeorganisation, sodass seine Projekte auch in ihrem Grundsatz überzeugten. Mit Architektenfreunden wie etwa Marcel Mäder und Karl Brüggenmann, Werner Kissling und Rolf Kiener, die er von der Schwabgutüberbauung her kannte, mit Willy Pfister, Autor und Konkurrent beim Wettbewerb für die Hochschule für Gestaltung und Kunst in Bern (den Sieg trug im zweiten Durchgang Pfister davon), sowie mit seinem älteren Bruder in Zürich pflegte er den fachlichen Austausch. Ausserdem sammelte Küenzi Fachliteratur und orientierte sich an den damals aktuellen Architekturzeitschriften.

Titelblatt der schwedischen Publikation zu Fertighäusern mit Zeichnungen und Plänen von Werner Küenzi (Privatbesitz)

Kirche in Dürrenast bei Thun

Kirche in Zäziwil

Wandmalerei im kirchlichen Zentrum Bürenpark, Bern. Nicht mehr erhalten

Abdankungshalle in Lengnau

Kirchliches Zentrum Bürenpark, Bern

Werner Küenzi beendete 1987 seine berufliche Tätigkeit. Er verstarb am 2. September 1997.

Zum Werk

Mit dem Bau des Schulhauses Tännlenen gelang Werner Küenzi 1954 der Durchbruch in seiner beruflichen Karriere. Als Siegerprojekt eines Architekturwettbewerbs erscheint Tännlenen auf den ersten Blick als unscheinbares Landschulhaus mit vier Klassenzimmern, zwei Werkräumen, einer Aula und einem gedeckten, einseitig verglasten Pausenhof. Im Kleinen diente es aber als Vorlage für das Schulhaus Rossfeld (1954–1956), eine der schönsten Schulanlagen aus den 1950er-Jahren im Kanton Bern. Beide Schulhäuser weisen durch die Verwendung unterschiedlicher Oberflächenmaterialien und die verschieden farbigen Wandbemalungen äusserst bunte Innenräume auf. Rote Klinkerböden, rote, grüne, gelbe und blaue Anstriche, schwarze Türrahmen und Handläufe etwa verleihen den Räumlichkeiten ihren ganz besonderen Ausdruck. Auf die damals sehr angesehene skandinavische Architektur zurückgehend und daher ebenfalls repräsentativ für die Zeit ist der Sichtbackstein, der zum Beispiel auch beim Bau der Kirche Bethlehem (1958–1960) zur Anwendung kam.

Alle Schulbauten Küenzis zeichnen sich durch die damals als optimal erachtete Südostausrichtung der Klassenräume und den Einsatz von Oberlichtfenstern und grossflächigen Verglasungen aus, mit denen er eine gute Belichtung der Innenräume erzielte. Indem auch Möbel und Einrichtungen dem kindlichen Massstab angepasst wurden, schaffte der Architekt kindgerechte, grossräumige und optimal ausgestattete Anlagen. In der Regel gab es zu den Unterrichtsräumen auch einen Turnhallentrakt, einen Schulgarten, Werkräume, eine Schulküche und später gar ein Lernschwimmbecken. Weite Spielwiesen, möblierte Pausenhöfe und parkähnliche Begrünungen waren ebenfalls Teil des Bauprogramms.
Und doch ist kein Schulhaus dem anderen gleich: In Ostermundigen (1958–1968) sind die vier ursprünglich beige verputzten Pavillons des Schulhauses Mösli durch einen Laufgang verbunden. In der Mitte steht auf einer Plattform mit seitlich integriertem Brunnen ein grosser Trompetenbaum. Der nördliche Trakt des Schulhauses Schwabgut in Bümpliz (1959–1967) besitzt einen Innenhof mit Pflanzen, Teichen und einer Aula und entspricht dem seltenen Typus des Hofschulhauses. In Kehrsatz (1969) steht das terrassierte, in den Hang gebaute Primarschulgebäude neben dem hohen, polygonalen Sekundarschulhaus, das auf den filigranen Stützen im Erdgeschoss zu schweben scheint. Auf die asymmetrischen Satteldächer und Eternitverkleidungen der 1950er-und der frühen 1960er-Jahre folgten die kubischen Sichtbetonwerke mit Flachdach.
Anhand des Sakralbaus ist im Werk Küenzis die Entwicklung vom Rationalismus der Zweiten Moderne hin zum plastischen Brutalismus besonders gut erkennbar. Während er für die von 1963 bis 1964 entstande Kirche in Zäziwil traditionelle Formen wie etwa den landbernischen Glockenturm oder die Zeltform aufnahm und in ihrer Zeichenhaftigkeit abstrahierte, stellen sich die Kirche in Dürrenast bei Thun (1965–1967) mit ihren Schmetterlingsdächern und die Abdankungshalle in Lengnau (1970–1971) mit den vortretenden Betonrippen als eigentliche Architekturskulpturen aus Sichtbeton heraus.
Im Kontrast zu jenen zeichenhaften und plastischen Werken stehen die technischen und rationellen Bauten, wie etwa das Wohn- und Geschäftshaus an der Eigerstrasse 58/60 in Bern von 1968 oder das kirchliche Verwaltungszentrum Bürenpark an der Bürenstrasse 8–12 (1970–1972). Der Schwerpunkt liegt hier wie beim Hochhausbau in der Vereinigung des funktionalen Anspruchs mit gestalterischem Können. Die asymmetrisch auf der Fassade angeordneten und drehbaren Sonnenblenden des Punkthochhauses Schwabstrasse 78/80 von 1971 beleben die rationalistische Architektur. Durch Gruppieren und Ordnen der verschiedenen Elemente, also unterschiedlichen Brüstungen, vertikalen Sonnenblenden und Wandvorsprüngen, sowie durch die Verwendung von Farbe wirkt das Fassadenbild räumlicher. Besonders die frühen Rasterfassaden werden durch markante Stützen, Fensterpfeiler und Sonnenblenden gegliedert, während sie im späteren Werk weniger stark ausgebildet sind.
Bei der Erarbeitung des Grundrisses verwendete der Architekt einen Grundraster, der mit der Zeit auf die als optimal erachtete Grösse von 2,4 m angepasst wurde. Halbiert ergab er eine Flurbreite von 1,2 m oder im Viertel eine Sitzbreite von 60 cm. Dieser Raster gab also Grundriss und Fenstersystem vor, schaffte Ordnung und klare Verhältnisse. Das Standardbüro bestand zum Beispiel aus zwei Rastereinheiten, ein grosses aus drei. Als Grundeinheit des Rasters und als perfekte Form ist das Quadrat bei Türgriffen, Deckenlampen und Zifferblättern wiederzufinden. Verschränkt, gestaffelt, überlagert und zuweilen mit dem Kreis kombiniert

Kirche Bethlehem bei Bern (Foto aus dem Firmenarchiv Losinger)

Wohn- und Geschäftshaus an der Eigerstrasse, Bern

Hochhaus an der Schwabstrasse, Bern Bümpliz

Modell der Schulanlage Mösli, Ostermundigen

entstand aus jener Grundform die Zeichnung für eine Brunnenskulptur oder eine Wandmalerei. Diese orthogonale, lineare und grafische Auffassung der Architekturgestaltung, die im gesamten Werk des Architekten und in vielen Details zum Ausdruck kommt, verrät seine deutliche Handschrift. Das umfangreiche Œuvre, das Küenzi hinterlassen hat, verdeutlicht den Sinn des Architekten für die ausgewogene und ihrem Zweck entsprechende Architekturform.

Neben seinem ausgezeichneten Entwurfstalent verfügte Werner Küenzi über einen markanten Zeichenstil, der bei Wettbewerben besonders hervorstach. Sein Interesse galt der Farbe und der Ästhetik, wohingegen Fragen in Bezug auf die Konstruktion den Angestellten überlassen wurden.

Auch die Pflege eines grossen beruflichen Beziehungsnetzes stand für ihn als zurückhaltenden Menschen nicht im Vordergrund. Besonderes Talent bewies er dafür in den künstlerischen Disziplinen. Küenzi malte und fotografierte mit Leidenschaft, war an Grafik interessiert, spielte Klavier und schrieb Limericks für den Nebelspalter. Von sich selbst sagte er, dass ihm das Rampenlicht nicht besonders behage. So behalf er sich bei öffentlichen Auftritten nicht selten damit, anstelle einer Ansprache einen Reim vorzutragen, wie folgender Limerick belegt: *Da pflegte ein Schüler in Schüpfen/ den Deckel des Schulpults zu lüpfen/ und, statt ihn zu fassen,/ laut fallen zu lassen/ er wollte den Lehrer erchlüpfen!*

Das Gebäude in seiner Umgebung, Übergänge von innen nach aussen, die logische Innenorganisation, eine angenehme Lichtführung, die der Funktion angepasste Materialwahl und die Arbeit an der ästhetischen Form sind nur eine Handvoll Themen, mit denen sich Küenzi auseinandersetze. Insbesondere im Schulhausbau waren die Möblierung des Pausenplatzes mit Sitzelementen und Brunnen sowie die Begrünung ein wichtiger Bestandteil seiner Architektur, durch die er sich in der Zeit der baulichen Hochkonjunktur abhob.

Maria D'Alessandro
Architekturhistorikerin

Die Autorin dankt Marlies Oberholzer-Küenzi, Tochter von Werner Küenzi, sowie Fritz König, Architekt und langjähriger Angestellter bei Werner Küenzi, für die vielen wertvollen Hinweise und Unterlagen sowie die interessanten Gespräche.

Brunnen der Schulanlage Selhofen, Kehrsatz (Foto: Maria D'Alessandro)

Alle Fotos stammen, sofern nichts anderes vermerkt, aus der Präsentationsmappe «Ausgeführte Bauten» von Werner Küenzi. (Privatbesitz)

Zum Siedlungsbau in Bern von ca. 1960 bis ca. 1980

Ab Mitte der 1950er-Jahre wird Bern durch eine auffallende Reihe innovativer Bauplätze geprägt, die heute noch über seine Grenzen ausstrahlen. Wie überall im westlichen Europa herrscht Aufbruchstimmung. Die Landesgrenzen sind weit offen, ausländische Arbeitskräfte tragen zum wachsenden Wohlstand der Schweiz bei und erhöhen den Bedarf an Siedlungsfläche. Risikofreudig werden moderne Ideen im Siedlungsbau verwirklicht. Ein Haus, ein Dorf, eine Stadt oder eine Agglomeration, was kennzeichnet den Siedlungsbau? Ich will versuchen, auf die Architektur der Stadt und der Landschaft als Zeitdokument von Ideen zu Wohnen und Infrastruktur in Bern einzugehen. Die Auseinandersetzung mit Stadt bedeutet zugleich die Auseinandersetzung mit ihrem Umfeld, mit Anderem und Fremdem, mit Landbevölkerung und Landschaft.

«Wrapped Kunsthalle». Im Rahmen der von Harald Szeemann kuratierten Ausstellung zum 50-jährigen Bestehen der Berner Kunsthalle verpackten die Künstler Christo und Jeanne-Claude 1968 das ganze Gebäude in eine Polyäthylenhülle. Es war das erste öffentliche Gebäude, welches das Künstlerpaar einpackte. Die Aktion erregte weltweites Aufsehen. (Staatsarchiv Bern, StAB FN Nydegger 7529.1)

Die Veränderungen in Stadt und Landschaft Bern

Die reale Stadt der Gegenwart ist nicht, wie die Stadt früher, ein dichter, konzentrisch geschlossener Körper, umringt von land- und forstwirtschaftlich genutzter Landschaft mit dörflicher Besiedlung oder Wildnis. Die Stadt von heute ist, morphologisch oder bildlich ausgedrückt, als raumübergreifende Form von Netzen zu verstehen.

Am Beispiel der Stadtregion Bern kann man mithilfe von Karten und Luftaufnahmen in diachronischer Weise verfolgen, wie innerhalb zweier Generationen die gegenwärtige Topografie entsteht. Ergänzend kann man in synchronischer Weise ablesen, wie die täglichen Austausche von heute in einer weit aufgefächerten, radial gegliederten Topografie stattfinden. Sie besteht aus Gebieten eigenständiger Gemeinden, deren Grenzen sich kaum mit dem heutigen, individuellen Aktionsradius der Einwohner decken. Doch in Anlehnung an das radial-konzentrische Muster der historischen Stadt auf der Aare-Halbinsel und ihrer Aussenquartiere lässt sich die Stadtregion ebenfalls in innere und äussere Stadtgebiete unterteilen. Der damit verbundene Skalensprung entspricht der jüngeren Neugliederung von Stadt und Landschaft, wie sie sich bereits in den von ca. 1960 bis ca. 1980 erstellten Bauwerken zu manifestieren beginnt.

Um 1960 ist die Agglomeration oder Stadtregion weder begrifflich noch real vorhanden – und schon gar nicht perspektivisch in die Zukunft entworfen. Das Raumplanungsgesetz tritt erst 1980 in Kraft. Die Stadt der Gegenwart, so kann man aus dem Berner Beispiel ableiten, ist ein Produkt aus pragmatischem Anpassen und lernendem Nachvollziehen.

Transformationen im inneren Stadtgebiet – Wohnen und Infrastruktur

Das innere Stadtgebiet um 1960 ist kongruent mit dem Gebiet der Gemeinde Bern, die im Westen mit Bümpliz zusammengeschlossen ist. Ringsum dominieren grosse, zusammenhängende Gebiete aus Landwirtschaft oder Wald. Die Transformation findet zuerst im Nordzipfel der äusseren Stadtgrenze statt. Eine Reihe rasch aufeinanderfolgender Bauplätze entlang der von West nach Ost führenden Autobahn bildet einen Bogen mit angehängten Baufeldern für zukünftige Stadtteile.

Orthofoto der Stadtregion Bern von 2012. Das Kerngebiet der Stadt Bern und das verhältnismässig locker besiedelte Umland der angrenzenden Gemeinden bilden zusammen die Stadtregion.
(Reproduziert mit Bewilligung von swisstopo. BA13076)

Die Bauplätze an der äusseren Grenze
Nach Annahme des Gesetzes für die Nationalstrassen wird mit dem eidgenössischen Autobahnbau am Grauholz begonnen, weil die Bundesstadt die Funktion einer automobilen Brücke zwischen West-, Nord- und Ostschweiz darstellen soll. Das hierzu notwendige Viadukt über die Aare soll auch die brachliegenden, unbebauten Grundstücke an der West- und Ostgrenze der Stadtgemeinde automobil erschliessen und miteinander verbinden. So sollte die Stadt in räumlich ausgeglichenem und finanziell subsidiärem Rahmen erweitert werden. Demzufolge werden nacheinander Tscharnergut (1958–1966), Hochhäuser Holligenstrasse (1960–1961), Gäbelbach (1967–1972), Schwabgut (1965–1971) und Kleefeld (1969–1973) zu neuen Wohnquartieren im Westen überbaut, parallel zum Bau der Autobahn im Norden. Die grossräumige Dynamik der Stadterweiterung zu Beginn der zweiten Jahrhunderthälfte findet im Osten nach Fertigstellung der städtischen Verzweigwerke für die Autobahn ihr vorläufiges Ende im neuen Quartier Wittigkofen Saali (1973–1983).

Ville Radieuse – Modell der vertikalen Stadt und Infrastruktur
Für die Transformationen an der äusseren Grenze wird die Ville Radieuse als Modell gewählt. Es kennt zwei Leitmotive: Erstens den freien, schier endlosen Raum strahlender Landschaft aus Wiesen und Himmel, bestückt mit hohen, schlanken Kuben zum Wohnen. Zweitens die Planidee für Infrastruktur, die eine bestimmende städtische Rahmenordnung vorsieht. Seit Mitte der 1950er-Jahre wird Infrastruktur als Basisthema international und kontrovers diskutiert: Was gehört zur Infrastruktur? Wie wird Infrastruktur finanziert? Wer ist für Infrastruktur zuständig?
Eine eigentliche Gesetzgebung zu Infrastruktur kommt nicht zustande. Hingegen einigt man sich generell darauf, die elementaren, dem städtisch-gemeinschaftlichen Wohnen dienenden Einrichtungen zur Infrastruktur zu zählen. Hierzu gehören die Erschliessungen für Verkehr, Wasser, Energie, Abfall ebenso wie Schulen, Kindergärten, Zivilschutzanlagen. Die komplexen Anforderungen aus Ville Radieuse und Infrastrukturplan stellen den Kern architektonisch moderner Gestaltung von Stadt und Landschaft dar.
Tscharnergut, Gäbelbach, Schwabgut, Kleefeld im Westen und Wittigkofen Saali im Osten sind frühe Paradebeispiele, wie der konzeptionelle Widerspruch aus Freiraum und Zugänglichkeit für alle gemeistert werden kann. Hier stehen die zusammenhängenden Wiesenareale mit Wäldchen zum freien Gebrauch und unverstellt von Autoparkplätzen zur Verfügung. Im Inneren der Areale führen die Wege für Fussgänger und Fahrräder getrennt von Autospuren zum nachbarschaftlichen Rand und zurück.
Die neuartigen Typologien für die Wohngebäude zur Ville Radieuse verlangen neues Erfahrungswissen in Konstruktion und Bauweise. Die grossen Serien gleicher Bauteile in Rohbau und Innenausbau sind günstige Voraussetzungen für industrielle Vorfabrikation. Sie werden samt normierten Standards ausgedacht und realisiert. Dadurch sind die städtischen Transformationen an der äusseren Stadtgrenze von Bern als Verursacher, zugleich als Produkte einer neu erfundenen, regionalen Bauindustrie zu werten.

Die Bauplätze an der inneren Grenze
Bern Stadt ist nicht fertig gebaut. Nach Eröffnung der Grauholzautobahn (1962) an der äusseren wird bald danach an der inneren Stadtgrenze ein weiteres, strategisch angelegtes Transformationsgeschehen begonnen. Der 1956 heftig und kontrovers geführte Abstimmungskampf zum Standort eines neuen Bahnhofs auf Höhe Inselplatz führt 1974 zum Abbruch des alten und zum Bau des neuen Hauptbahnhofs am alten Standort. Kurz danach werden die Neubauten am Bubenbergplatz, City West und das Bettenhochhaus auf dem Inselareal erstellt.
Diese Bauplätze präsentieren sich ebenfalls als ein Zeitdokument von Ideen hauptsächlich zu städtischer Infrastruktur. Das Gesamtresultat wirkt an der Ein- oder Ausgangsachse eher traurig und unverbindlich. Dies mag daran liegen, dass die Transformationen an Berns innerer Grenze ohne explizite Bezugnahme auf ein bestimmtes Stadtmodell begonnen wurden. Die erstellten Bauten bleiben allein auf das individuelle Grundstück und die momentanen Umstände praktischer Nutzung bezogen. An der Stadtachse par excellence scheint das von 1960 bis 1980 verwirklichte Bild der Stadt unbeseelt.

Das Herz der Stadtregion, ein Nicht-Ort
Was ist am ehemaligen Stadttor, im heutigen Umfeld des Bahnhofs, am Anfang der städtischen Ein- und Ausgangsachse geschehen? Das Stadttorgebiet hat sich um einige hundert Meter nach Westen und Norden ausgeweitet, in Hügel und Untergrund eingegraben. In zahllosen Bauetappen wird es zum Flickwerk an mittelalterlichen Befestigungsanlagen und allmählich zum Schauplatz permanenter Stadtreparatur, kurz: zum Nicht-Ort. Historisch gesehen bietet ein Nicht-Ort die Chance, dereinst in einen wirklichen Ort transformiert zu werden, wo wir uns vergnügt, locker, entspannt und sicher aufhalten, begegnen, bewegen können.
Hingegen erbringen der Bahnhof Bern und sein Umfeld täglich eine bemerkenswert hohe Leistung im Dienst der Öffentlichkeit und des Gemeinwohls. Hier schlägt für Pendler, Reisende und Touristen das Herz oder Pumpwerk der Stadtregion. Laufend und bisher ohne störende Unterbrechung werden die anwachsenden Verkehrsflüsse gemeistert. Seit fast vier Jahrzehnten ist dies das erfolgreiche Ergebnis aus dem Zusammenspiel unterschiedlichster Instanzen, Interessen und Personen. Die besondere Qualität dieser Leistung besteht darin, dass

auf relativ engem Platz die Verbindungslinien für wechselnde Massen von Menschen und die häufigsten Arten ihrer Fortbewegung in alle Richtungen sowohl räumlich auffindbar als auch im Zeittakt pünktlich miteinander verknüpft werden. Dies kann auf dem Kontinent nicht jede Stadt ähnlicher Grösse wie Bern ausweisen.

Zwei moderne Stadtlabors innen
Mitte der 1980er-Jahre beginnt ein neues Kapitel in der Stadtbiografie Berns. Seit Beginn der grossen Transformationen nach dem Zweiten Weltkrieg gibt es, soweit mir bekannt ist, erstmalig eine tiefgreifende, auch innovative Auseinandersetzung mit zwei ganzen Stadtteilen, einem bestehenden und einem zu bauenden. Die Rede ist von Länggasse und Brünnen, beide in räumlich direkter Verbindung zum heutigen Bahnhofumfeld.
Die Länggasse wird zu einem praktischen Stadtlabor, erfinderisch und umsichtig moderiert. Dank des Erwerbs der Schokoladefabrik Tobler durch den Kanton kommt es zum Umbau eines bestehenden Stadtteils in ein kohärentes und beliebtes Universitätsquartier. Seine spezifischen Milieus werden bewahrt, den Anforderungen und Wünschen einer lebendigen Stadterneuerung angepasst.
Komplementär dazu wird Brünnen zu einem theoretischen Stadtlabor für den Bau der Stadt von morgen. Unzählige Grundlagenstudien zur städtischen Expansion im Westen dienen der Vorbereitung von Ideenwettbewerben zur Architektur des zukünftigen Stadtteils. Die Ergebnisse werden öffentlich ausgestellt und diskutiert.
Beide Stadtteile, Länggasse und Brünnen, können die Rolle von Vorzeigebeispielen für Architektur der Stadt und Architektur der Landschaft übernehmen. Methodisch könnten sie auch für aktuelle Aufgaben als lehrreiche Fallbeispiele dienen, z.B. im Breitenrainquartier. Eine befriedigende Annäherung an die anstehenden Probleme dort kommt voraussichtlich nur zustande, wenn sie nicht allein als Verkehrsfragen eines Platzes, sondern in Anlehnung an die erfolgreichen Methoden Länggasse und Brünnen als städtische Konzeptfragen im Rahmen des Gesamtquartiers wahrgenommen werden.

Im Sinn eines Stadtlabors könnte man untersuchen, was zum Quartierrahmen gehören und welche Eigenschaften den Breitenrain vor anderen Stadtquartieren in Zukunft besonders auszeichnen sollen.

Transformationen im äusseren Stadtgebiet – Wachstum und Landschaft
«Die Landschaftsfresser» (1975) – in diese Rolle haben sich alle gleichermassen geteilt, die Stadt, die Aussengemeinden, die früheren Dörfer und Weiler. Man glaubte an die Prophezeiung einer Schweiz für 10 bis 12 Mio. Menschen bis zu Beginn des neuen Jahrhunderts.

Symptome des Wachstums und städtische Umkreise
Das äussere Stadtgebiet ist in der Form von Siedlungsgürteln rings um die Aare-Halbinsel ein Produkt der enormen Wachstumsdynamik von Mitte der 1950er-Jahre bis Ende 1980 und darüber hinaus. Die Siedlungsgürtel breiten sich in alle Richtungen radial aus. Im Vergleich der Jahrringe ist zu erkennen, wie sie einer zweifachen Wachstumslogik folgen. Die Siedlung wächst zentrifugal vom Kern nach aussen hin, gleichzeitig zentripetal von der Peripherie nach innen. Die benachbarten, ursprünglich getrennten Gebiete stossen an der gemeinsamen Grenze zusammen, in der Regel per Zufall, ungewollt. Daraus kann man gut erklären, wie sich das Siedlungsgesicht typisch zeitgenössisch ohne Konturen, mit ständig wechselnden Wachstumssymptomen verändert.
Diese Wachstumssymptome indizieren, stark vereinfacht und bildlich beschrieben, den individuellen, meistens kurzsichtigen, jedoch stark ausgeprägten Expansionswillen autonomer Gemeinden. Sie verweisen auf den Kampf um das zukünftige Mass der Wohnbevölkerung, ebenfalls um die Art und Weise der Nutzung, Gestaltung des kommunalen Territoriums, ob in privatem oder öffentlichem Besitz. Die planerisch-rechtlichen Lücken ohne Gesetz zur Raumplanung werden überall genutzt, Landreserven missbraucht. Nachhaltigkeit ist vor Rio 1992 kein Thema. Die Expansion stammt in der Regel vom lokalen, bäuerlich-gewerblichen

Blick vom Dach der neuen Energiezentrale von ewb an der Murtenstrasse über die Stadt Bern in Richtung Südwesten, aufgenommen im Frühling 2012. (© www.brigittemathys.ch)

Kern, angetrieben durch auswärtige Akteure. Sie geschieht kraftvoll, unternehmerisch und derart pragmatisch, ohne spezielle Rücksichtnahme auf die eigenen Grenzen oder auf diejenigen der anderen, dass im Lauf der Zeit die individuellen Gebietskörperschaften zu einer formlosen Siedlungskruste verschmelzen.
Am Erscheinungsbild der Siedlung lässt sich kaum ein übergeordneter Gestaltungswille ablesen. Es ist meistens nur Ausdruck individueller Anwendung der vorgeschriebenen Mindestbauregeln wie Nutzung, Grenz- und Gebäudeabstand, Geschosszahl, Gebäudehöhe und Gebäudelänge.
Solche Anhäufung, Erweiterung von Siedlung und Reduktion, Zerstückelung von Landschaft wird ohne bestimmte Idee zu Stadt zur Verstädterung. Seit ca. 1960 bis Ende 1980 oder Anfang 1990 folgt das Siedlungswachstum im äusseren Stadtgebiet selten einer ortsspezifischen Planidee und kennt keine Einbettung in den gegebenen Landschaftsrahmen.

Zwei moderne Stadtlabors aussen
Stadtlabor bedeutet eine Versuchsanordnung zur Realisierung von bestimmten Qualitäten städtischer Lebensform. Ihre Leitidee soll mit architektonischen Mitteln in einem landschaftlich speziellen Milieu gebaut, gewohnt, begutachtet – kurz: gelebt werden.
Die gewählte Lebensform ist freiwillig. Sie wird als Experiment angekündigt und mithilfe geeigneter Massnahmen praktisch ausprobiert. Aus Experimenten will man lernen. Zum Lernen gehören abwechselnd Erfolg und Misserfolg. Daher überrascht es kaum, wenn Stadtlabors nicht selten als Produkte von Aussenseitern angesehen werden oder dass sie aus ökonomischen Gründen im äusseren Stadtgebiet komplementär, ja rebellisch zum Geschehen im Inneren stattfinden. Dies ist besonders der Fall bei zwei prominenten Stadtlabors im äusserem Stadtgebiet Bern: die Siedlung Halen in Stuckishaus (1959–1962) und zwanzig Jahre später Die Bleiche, ein Wohnquartier in Worb (1978–1981). Halen lebt frisch, ist über 50 Jahre alt und kennt unzählige Deutungsgeschichten seiner selbst. Im Kontext zum Siedlungsbau in Bern von ca. 1960 bis ca.

1980 kann man Halen als programmatischen, auch polemisch gedachten Gegenvorschlag lesen zum gleichzeitigen Geschehen an der äusseren Stadtgrenze Berns. 1959 ist Baubeginn zu Halen, 1958 zum Tscharnergut. Beide Bauplätze sind Wallfahrtsorte jener Zeit.
Halen kann man als kleine Stadt deuten, ohne die traditionell übergeordneten, städtischen Einrichtungen wie Schule, Krankenhaus, Kirche. Aber Werkstätten, Ateliers, Marktplatz, Beiz mit Laden, Bad und Spielwiese und – vor allem – das gemeinschaftliche Autoparkhaus und die gemeinsame Energiezentrale waren da, kurz: eine Pionierleistung in kleinem Massstab ist verwirklicht für das Angebot städtischer Mischnutzung und zudem in hoher städtisch erlebbarer Dichte.
Halen weckt, auch typologisch gesehen, historisch vertraute Bilder der Stadt. Die Siedlung liegt in einer gerodeten Waldlichtung wie früher jede Stadt im Schweizer Mittelland. Der Wald bleibt als lebendiges Gehölz, Schutzschild und Eingang der Siedlung erhalten. Deren Anlage besteht aus ca. 80 Häusern, jedes Haus mit Vorhof am Eingang und Gartenhof zur Sonne. Auch in dieser Hinsicht wird eine tradierte Typologie verwirklicht.
Halen stellt konventionell die horizontale Version der Stadt dar, im Gegensatz zur vertikalen Version im Tscharnergut, Gäbelbach, Schwabgut u. a.
Zum konkreten Vergleich bedeutet dies: In einem Tscharnergut-Turm mit 20 Geschossen gibt es vertikal angeordnet ungefähr 80 Wohneineinheiten, etwa gleichviel wie in Halen horizontal.
Worin liegen die unterschiedlichen Eigenschaften, abgesehen von Aufzügen an Korridor und Eingangshalle anstatt Strassenwege und Laubengänge? Einstöckigen anstatt dreigeschossigen Wohnnutzflächen? Balkonen mit Fernsicht, je nach Höhe, anstatt Gartenhöfen, auch Dachterrassen? Die Bezugnahme auf eine Nachbarschaft mit über 1100 anderen Wohnungen in offener Siedlung und ausgedehnten Wiesen anstatt 80 anderen Häusern in geschlossener Siedlung am eigenen Stadtplatz und gemeinschaftlichen Gartennischen?
Auf diese Art kann der programmatische Unterschied charakterisiert und weitergeführt werden.
Die Diskussion darüber bleibt bis heute lebendig. Es kann sich nicht darum handeln, ob die eine oder andere Form der Stadt verwirklicht wird. Zu den städtischen Qualitäten der Stadt im Gesamten zähle ich die Tatsache, dass Tscharnergut und Halen zur gleichen Stadtregion Bern gehören und wegen ihrer aussergewöhnlichen Qualitäten zu deren städtischer Vielfalt und Identität nach innen wie nach aussen beispielhaft beitragen.
Die Bleiche stellt wie Halen einen programmatischen Gegenvorschlag dar. Der Vorschlag richtet sich sowohl auf die gesellschaftliche Form des Produktionsprozesses als auch auf die architektonische Form des Wohnraums; auf den gemeinschaftlichen Wohnraum als Teil einer bereits bestehenden Siedlung und auf voraussehbare Transformationen in der Lebensfrist eines Hauses und des Quartiers.
Die Bleiche bietet für ungefähr 40 Haushalte die Voraussetzungen für ein soziales Gemisch der Bewohner in Bezug auf Alter, Herkunft, Beruf, Einkommen, ähnlich wie in historischen Städten.
Das Leitmotiv des Versuchs ist die Partizipation im Schaffen einer Identität durch Integration und Sichtbarmachen der Unterschiede; räumlicher Abstufungen von öffentlich zu privat; von Flexibilität im Aus- oder Weiterbau und von Effizienz in angewandten Ressourcen. Hierzu gehört die Selbstverwaltung von individuellem und gemeinschaftlichem Eigentum.
Die Bleiche gehört zum horizontal geordneten Stadttypus. Sie bildet eine radikal andersartige Variante zum konventionellen Einfamilienhausquartier aus Einzelparzellen oder zur Fabrikation normierter zwei- bis dreigeschossiger Hausreihen. Jedes Haus kann im Inneren ebenso wie im Äusseren der vorgegebenen Baustruktur entsprechend der Bedürfnisse, Wünsche und Möglichkeiten der Bewohner ausgestattet werden. Sie ist unterschiedlichen Zuschnitts und der Bewohner kann zur gewählten Hausgrösse eine Palette von Eigenleistungen als Reduktion der Investitionskosten erbringen. Er bestimmt selber den Grad des Wohnstandards bei Bezug oder in späteren Etappen des Aus- und Umbaus.
Die Bleiche – auf einer Geländeterrasse an einem offenen Siedlungsrand der Gemeinde situiert – ist der Versuch nach aussen, die Grenze zwischen Landschaft und Siedlung als offenen Übergang einerseits zu erhalten, andererseits vor späterer Verwüstung zu schützen; nach innen ist sie der Versuch, den bestehenden räumlichen Kontext aus Siedlungsstücken so einzubeziehen, dass ein Gewebe aus Nachbarschaften ohne Ein- und Unterbruch, aber differenzierend entsteht und in Zukunft fortgesetzt werden könnte. Beim Bau eines Stadtstücks im offenen Siedlungsrand Bleiche besteht im Unterschied zur geschlossenen Waldlichtung Halen die spezielle Herausforderung darin, eine architektonisch ablesbare Strategie für die Wechsel und Verknüpfungen räumlicher Wachstumsformen der Stadt zu finden.

Nachgedanken zum Bau der Stadt von morgen in Bern – Instrumente zum Stadtbau
Zum gegebenen Thema habe ich aus aktueller Sicht den Siedlungsbau von Bern skizziert, wie er vor etwa drei Jahrzehnten zum Weiterbau und Ausbau der Stadt praktiziert wurde.
Heute präsentiert sich die reale Stadt ebenso wie ihr Denkbild als vielschichtig konstruiertes und kompliziertes Bauwerk, als ausgreifendes und unfertiges Kunstprodukt vielfältiger Eingriffe und durcheinanderlaufender Prozesse. Es besteht aus kleinteiligen und grossmassstäblichen Parzellen, Miniaturbauten und endlosen Bauwerken, Reservaten, Brachen, Landschaften, Parks, Gärten und, nicht zuletzt, Menschen, die überall seit Vorzeiten eingreifen, verwüsten, zerstören oder bauend nachhaltig gestalten. Die Stadt von heute ist ein Stückwerk aus Formen heterogener Dichte, ist überall und allzeit gegenwärtig. Wie lässt sich auf solcher Grundlage über den Bau der Stadt von morgen nachdenken? Welche Instrumente stehen im Fall Bern für zukünftige Stadtbaukultur zur Verfügung?

Erstens: Stadtregion
Das grössere Ganze autonomer, historisch aufeinander bezogener Teilgebiete wird hier mit Stadtregion bezeichnet, dies in der Annahme, sie seien auch in Zukunft existenziell voneinander abhängig. Die Stadtregion ist momentan ein im Entstehen begriffenes, umstrittenes Gebilde. In diesem Kontext ist praktisch und verständlich, wenn die Region vor allem in Funktion der Fahrdauer des gut ausgebauten öffentlichen Verkehrs zunächst eher zeitpolitisch, weniger territorialpolitisch definiert wird. Jedermann spürt auch, dass dies auf Dauer gesehen unzureichend ist. Die Stadtregion wird allmählich die Dimensionen nachhaltiger Politik annehmen und Perspektiven für die regionale Gesellschaft, Wirtschaft, Umwelt und Kultur entwerfen müssen, beispielsweise für landwirtschaftliche Produktion, einschliesslich Marktzugang, für Sport, Schule, Verwaltung, Schutz und Sicherheit, Betreuung alternder Menschen. Bei diesem Verfahren wird das vorhandene Potenzial synergetisch für die Zukunft genutzt. Das Produkt daraus wird nach innen, zugleich nach aussen wirken.
Die Tischrunde einer Stadtregion passt gut zum berühmten Temperament aus Langsamkeit und Loyalität und ist für Bern in Rücksichtnahme auf kantonales und kommunales Autonomieverständnis das vielleicht bestgeeignete Instrument zur Produktion von eigener Zukunft. Welch anderes, ebenso vielversprechendes Instrument gäbe es sonst?

Zweitens: Stadtlabor
Das Stadtlabor ist ein Experimentierfeld aus kleineren Biotopen der Stadtmenschen, sei dies ein Strassenzug, Wohn- und Arbeitshof oder ein ganzes Quartier. Nur selten entsteht es zufällig. Es wird öffentlich oder privat initiiert, auch getragen und ist öffentlich angekündigt, offen zugänglich. Deshalb sind für alle Stadtbewohner geeignete Wege der Partizipation zu finden und offenzuhalten.
Stadtlabors finden unter Beteiligung der Bewohner statt. Die diversen Prozesse werden öffentlich moderiert, beobachtet, ausgewertet und deren Kurs korrigiert. Sie üben eine hohe Attraktivität aus, strahlen weit über ihr eigenes Aktionsfeld hinaus und sind Gegenstand kreativer Diskussio-

nen, die sich auf alle Generationen motivierend auswirken. Die jüngere Generation ist am Bau ihrer zukünftigen Stadt selbst beteiligt. Jede Stadt und städtische Kultur lebt von der Vitalität und Einbildungskraft ihrer Stadtlabors.
In Stadtlabors können je nach Interessen, Zielsetzung und Versuchsanordnung die unterschiedliche oder wechselnde Einwohnerdichte, die Diversität der Bewohner in Herkunft, Einkommen und Alter, die Mischung diverser Nutzungen wie Wohnen, Arbeiten, Freizeit, die diversen Formen der baulichen Ausführung und Finanzierung, auch die unterschiedlichen Methoden in Planung und Realisierung ausprobiert, beobachtet und laufend fortentwickelt werden. Kurz, Stadtlabors mutieren potenziell zu Agenturen des innovativen Stadtlebens und tragen auf diese Weise wesentlich zu Identität und Mehrwert der Stadt bei.

Drittens: Landlabor
Leben auf dem Land bedeutet historisch Wohnen zusammen mit Arbeiten zu Böden, Wasser, Mikroklima, zu natürlich sich erneuernden Ressourcen und zur Produktion von Energie und Nährstoffen für den Eigen- wie auch für den Fremdgebrauch. Hierzu ist vitale Voraussetzung die Vielfalt natürlich gegebener Ressourcen in dünn besiedelter Landschaft wie in der Stadtregion Bern. Wie wird diese heute genutzt und wie könnte sie für die Stadt von morgen genutzt werden, abgesehen von Freizeit, Sport oder Tourismus? Zu solchen Fragen vermögen Landlabors nützliche Antworten bringen.
Innerhalb der Stadtregion spielen Landlabors in dünn besiedelter Landschaft eine ähnliche Rolle wie Stadtlabors in dicht besiedelten Stadtquartieren. Sie sind Experimentierfelder in grösserer, wenn möglich zusammenhängender Landschaft mit heterogener Ressourcendichte. Sie sind gut erschlossen und ihr Geschäftsradius ist weniger eine Funktion der produzierten Menge als der Vielfalt und Qualität produzierter Güter.
Landlabors stellen sich der Aufgabe, ein verändertes Verständnis oder neues Bild von Landschaft für Jung und Alt aus der Stadtregion zu veranschaulichen. Damit gekoppelt ist, wie z.B. in Zollikofen die Berner Fachhochschule für Agrar-, Forst- und Lebensmittelwissenschaften, ein Vorzeigeprojekt für nachhaltiges Wirtschaften mit Landschaft. Stadtregion, Stadtlabor und Landlabor sind Instrumente zur Produktion von Heimat morgen.

Post Scriptum
Ursprünglich hatte ich die Absicht, das Zusammenspiel der Schlüsselakteure zu den Transformationen im inneren Stadtgebiet mit zu skizzieren. Es handelt sich dabei um tragende Institutionen und politisch verantwortliche, öffentlich einflussreiche Persönlichkeiten. Aus Platzmangel musste ich darauf verzichten. Die skizzierte Geschichte möge unter dem Motto Heimat heute von Autoren der jüngeren Generation im Detail aufgearbeitet und in ihren Verästelungen dargestellt werden. Wie könnte sonst der Bau der Stadt von morgen ohne das Gedächtnis zur Stadt von gestern vorausgedacht, entworfen werden?
Stadtregion, Stadtlabor und Landlabor sind die Schlüsselinstrumente zur Stadt von morgen in Bern. Eine qualifizierte Praxis kann nur auf der Basis von Einbildungskraft, Energie und Kompetenz – sozial ebenso wie fachlich – ausgeübt werden. Solche Kompetenz wurde in der Vergangenheit abgebaut anstatt gesteigert. Bern Stadt hat jedoch in Zukunft die Rolle einer Vorbildfunktion wiederum zu spielen, nicht herrschaftlich dominierend, aber partnerschaftlich moderierend. Politik und Verwaltung haben offenbar gemerkt, wie eine Stadt sich auf Dauer nicht irreführen lässt. Die vor kurzem vorgenommenen Privatisierungen samt Outsourcing können weder das Gesamtinteresse wahrnehmen noch ein Gemeinwohl schaffen – im Gegenteil. Der qualitative Mindestanspruch an die Akteure der Stadt von morgen ist von den ausgezeichneten Akteuren der Stadt von gestern vorgegeben – speziell im Fall Bern.

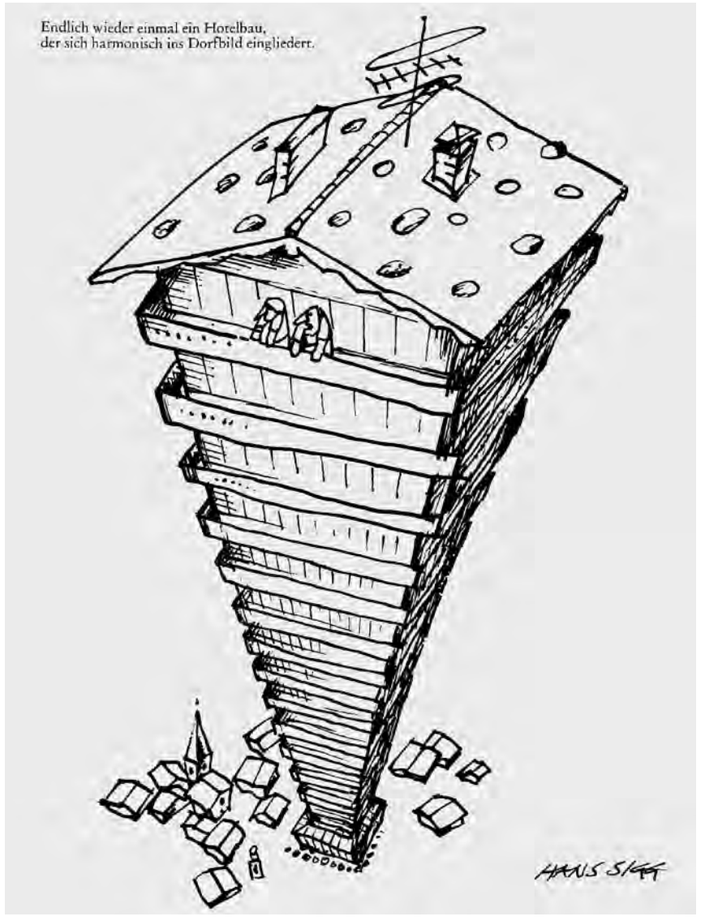
Franz Oswald
Prof. em. ETH, Architekt

Die Architekturkrise der 1970er-Jahre und der Heimatschutz

Wer bereits in den 1970er-Jahren aktiv im Heimatschutz tätig gewesen ist, erinnert sich sicherlich an die damals weit verbreitete, starke Oppositionshaltung gegenüber der aktuellen Architektur. Für das Verhindern von Neubauprojekten oder grösseren Planungsvorlagen wurden Bürgerwehren gegründet, der Kampf gegen «Baulöwen» und «Spekulanten» wurde intensiv und mit viel ideologischem Pathos geführt. «Welche Bausau baute diesen Saubau!» konnte man an Betonfassaden gesprayt lesen und in vielen Schulzimmern hingen die sieben Bilder der Serie «Alle Jahre wieder saust der Presslufthammer nieder oder: Die Veränderung der Landschaft» und warteten darauf, dass die Kinder einen kritischen Aufsatz zum Thema der Zersiedelung und der hässlichen modernen Betonarchitektur schreiben mussten. Noch nie zuvor war das Ansehen der Gegenwartsarchitektur bei der Bevölkerung so schlecht gewesen, wie in den 1970er-Jahren. Wie plakativ und pauschal mitunter über zeitgenössische Architektur geurteilt worden ist, illustriert ein einleitender Satz in einem Artikel der Zeitschrift «Schweizer Familie» von 1975, der von der Schönheit alter Ziegeldächer handelt: «Heute, im Zeitalter der lieblosen, funktionalen Beton- und Glasarchitektur, wo das Flachdach weite Verbreitung gefunden hat, sind Ziegeldächer etwas seltener geworden.»

Buchcover: Rolf Keller, «Bauen als Umweltzerstörung», Zürich 1973

Wie ist die Architektur zu ihrem schlechten Image gekommen?
Unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg haben sich die Schweizer Architekten mehrheitlich auf die Architekturkonzepte der Landi 39 bezogen und damit zunächst viel Lob sowohl von der Bevölkerung als auch von Fachkollegen aus dem Ausland geerntet. Die 1946 in London erstmals gezeigte Ausstellung «Switzerland Planning and Building Exhibition» über die aktuelle Schweizer Architektur reiste quer durch Europa, mehrere Bücher widmeten sich der Schweizer Architektur (G.E. Kidder



So kommentierte der «Nebelspalter» am 27. Juni 1973 (Heft 26 / S. 7): «Endlich wieder einmal ein Hotelbau, der sich harmonisch ins Dorfbild eingliedert.»

Smith, *Switzerland Builds*, Stockholm 1950; Hans Volkart, *Schweizer Architektur*, Ravensburg 1951) und beschrieben diese als vorbildlich und demokratisch.

Mitte der 1950er-Jahre äusserten sich der zum Architekten ausgebildete Dichter Max Frisch sowie der Werkredaktor und nachmalige Architekturprofessor Alfred Roth sehr abschätzig über die beschauliche und detailverliebte Schweizer Architektur und verlangten eine radikale Umkehr zur «reinen Lehre» der Moderne. Gleichzeitig liess der stark anwachsende Wohnungs- und Gebäudebedarf die Bauwirtschaft immer schneller, rationeller und in mehrfacher Hinsicht billiger arbeiten. Die internationalen Entwicklungskonzepte mit durchgrünten Grosssiedlungen am Stadtrand, mit Wohn- und Bürohochhäusern im stark anwachsenden Agglomerationsgürtel, mit verkehrsgünstig gelegenen Einkaufszentren und einem Autobahnnetz, das alle diese neu geschaffenen Orte verband, wurden ab Ende der 1950er-Jahre mit viel Fortschrittsglaube und Enthusiasmus auch in der Schweiz tatkräftig und zunehmend rücksichtslos vorangetrieben. Als der sehr lange anhaltende Bauboom in den frühen 1970er-Jahren dann doch zum Erliegen kam, weil die Pille das Bevölkerungswachstum, die Ölkrise die Konjunktur und erste bedrohliche Umweltschäden die Fortschrittseuphorie rigoros stoppten, veränderte sich schlagartig der Blick auf das eben Gebaute. Vergessen waren die Wohnungsnot und die heillos verstopften Strassen, stattdessen sah man nun umso deutlicher die monotonen «Schlafstädte», die öden «Betonwüsten» und die abgasverpesteten «Autobahnschneisen».

Macht moderne Architektur gar krank?

Eines der ersten Bücher, das die Krise thematisierte, war das 1965 erstmals publizierte, vom Deutschen Psychoanalytiker Alexander Mitscherlich verfasste Pamphlet *Die Unwirtlichkeit unserer Städte. Anstiftung zum Unfrieden*. Der Autor liess sich nicht auf eine fachliche Architekturdiskussion ein, sondern konzentrierte sich auf die negativen Auswirkungen der modernen Städte und Gebäude auf ihre Bewohner. Dass sie hässlich, langweilig und öde seien, hielt er dabei nicht einmal für ihre gravierendste Eigenschaft. Vielmehr warf er ihnen vor, dass sie die psychische und soziale Gesundheit der Bewohner angreife und im Extremfall irreparabel schädigen könne. Als 1978 in Deutschland das Buch *Wir Kinder von Bahnhof Zoo* erschien, das die Drogen- und Prostitutionslaufbahn einer in Berlin Gropiusstadt aufgewachsenen Sechzehnjährigen beschrieb, schienen sich die Thesen von Mitscherlich eins zu eins zu bestätigen.

Die Einstellung jedes einzelnen Bürgers zur modernen Architektur wurde also nicht bloss als eine ästhetische Frage verstanden, die je nach geschmacklichen Vorlieben so oder anders beantwortet werden konnte, sondern in noch viel stärkerem Mass als eine Frage des psychisch-sozialen Wohlbefindens und für die Kinder gar als eine Frage der Chancengleichheit und damit der sozialen Gerechtigkeit. Wer in «modernen Grosssiedlungs-Ghettos» aufwachsen musste, hatte bereits ab Geburt schlechte Karten, lautete eine weit verbreitete Überzeugung.

Wer ist schuld?

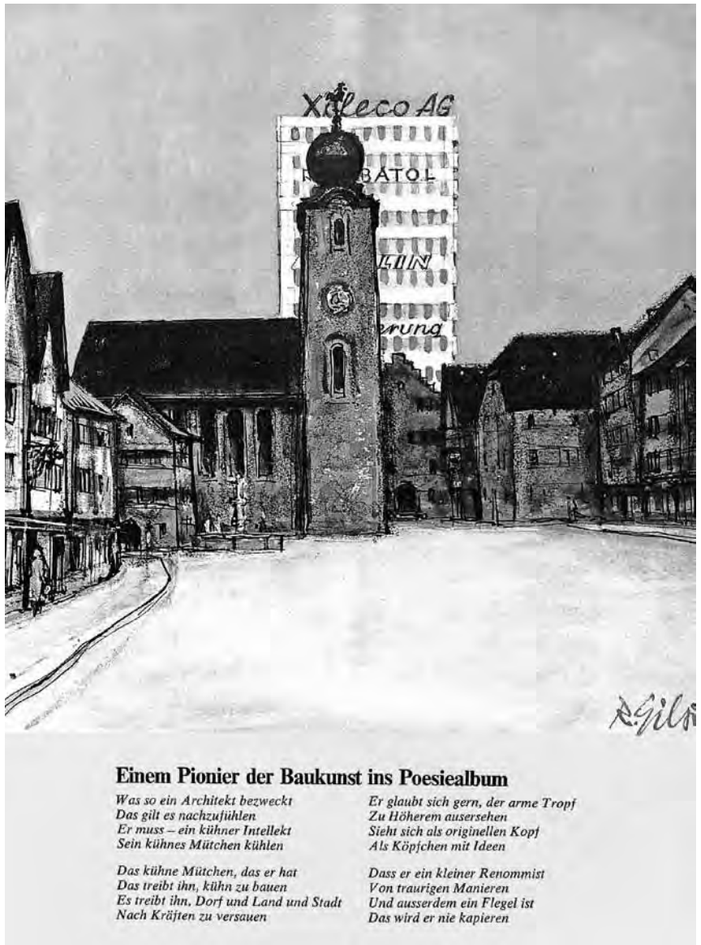
Selbstverständlich wurde nach Ursachen und nach Schuldigen für die Misere gesucht, ebenso selbstverständlich wurden solche auch gefunden. Das Resultat der Suche war allerdings nicht immer dasselbe, sondern konnte je nach dem politischen Lager oder der beruflichen Tätigkeit des Suchenden stark differieren. Der wohl am häufigsten genannte Sündenbock war «der Spekulant», der mit den stets steigenden Boden- oder Immobilienpreisen oder mit den ebenfalls kontinuierlich anwachsenden Mietzinsen sehr viel Geld verdiente, ohne dabei die Verantwortung für die architektonisch-räumlichen oder für die gesellschaftlich-sozialen Konsequenzen seines Tuns tragen zu müssen. Im Fahrwasser der eben erlebten 1968er-Bewegung vermuteten in den frühen 1970er-Jahren ohnehin viele hinter allen gesellschaftlichen Problemen «den Kapitalismus» oder «das Establishment». Die weitere Diskussion der Probleme ergab dann meist, dass «der Spekulant» seine schmutzigen und geldgierigen Geschäfte nur so ungehindert tätigen konnte, weil ihn die Politiker gewähren liessen und weil ihm die Planer und auch die Architekten willig zudienten. Kurz, nicht nur die zeitgenössische Architektur geriet in den Strudel eines schlechten Rufs, sondern zunehmend auch derjenige der gesamten Baubranche, von den Planern und Immobilienunternehmern bis zu den Baumeistern und Architekten.

Der Heimatschutz sammelt die Unzufriedenen

Allerdings stand nicht immer nur «der Spekulant» am Pranger, es gab auch Stimmen, die jeden einzelnen Bürger als für die Misere mitverantwortlich erklärten. «Alle müssen kämpfen, denn eine Gesellschaft bekommt die Architektur, die sie verdient», war ihr Argument. Aufrufe zu Bürgerwehren, zu Demonstrationen oder zur Ablehnung von Planungsgeschäften oder von Baukrediten an der Urne wurden immer häufiger. Aber nicht allein die Zahl von Bürgerwehren war stark ansteigend, sondern zum Schrecken der Planungsfachleute und der Politiker zunehmend auch ihr Erfolg.

Nicht selten nahmen sich regionale Sektionen des Heimatschutzes dieser Anliegen an und unterstützten die Bürgerwehren in ihrem Kampf. Diese aktive Parteinahme in vielen Streitfällen bescherte dem Heimatschutz viel Aufmerksamkeit und führte zu einem starken Ansteigen der Mitgliederzahl. Lag sie um 1964 bei rund 10 000 Personen, stieg sie bis Ende des Jahrzehnts auf über 12 000 an und

So kommentierte der «Nebelspalter» am 11. Juli 1973 (Heft 28 / S. 6): «Aber natürlich ist bei uns alles in Ordnung, das sehen Sie doch selbst!»



So kommentierte der «Nebelspalter» am 12. Juni 1979 (Heft 24 / S. 23): «Einem Pionier der Baukunst ins Poesiealbum.»

tergültige Pflege und sinnvollen Schutz angedeihen lassen. […] Er [der Preis] soll zumal in den Fällen verliehen werden, in denen es, dank fruchtbarer Zusammenarbeit zwischen einer weitsichtigen Behörde und einer aufgeschlossenen Einwohnerschaft, gelungen ist, in einem schützenswerten Ortsbild das baukulturelle Erbe in seiner Substanz zu bewahren, ohne dass es museal wirkt und ohne dass das tätige Leben aus den alten Mauern verscheucht wird.» Sowohl die Idee eines jährlichen Preises als auch dessen Thema waren nicht vom Spender vorgegeben, sondern vom Heimatschutz selber bestimmt worden. Das Thema des historischen Ortsbilds war 1972 hoch aktuell und ist in direkter Verbindung mit der Architekturkrise der 1970er-Jahre zu sehen: Während das alte Heimatschutz-Anliegen, kultur- und architekturhistorisch herausragende Einzelobjekte zu erhalten und zu schützen, bereits breite Akzeptanz genoss und also kaum mehr umstritten war, stand nun am Ende der langen Bauboomzeit der Schutz gefährdeter Gebäudegruppen, Ensembles und Siedlungen an. Ortsbildschutz, Ortsbildinventarisation, planerische Massnahmen und Instrumente zum Schutz historischer Siedlungskerne und Altstädte, diese Themenfelder begannen mehr und mehr die Heimatschützer und Denkmalpflegefachleute zu beschäftigen, weil sie diese sensiblen Gebiete als hochgradig bedroht erlebten. Nicht die Zerstörung einzelner wertvoller Objekte war ihnen mehr das Hauptproblem, sondern die Störung des inneren Zusammenhalts einer ganzen Baugruppe durch einen massstäblich, formal, farblich oder materiell rücksichtslosen Neubau, durch einen kompromisslosen, verkehrsgerechten Ausbau einer Strasse oder einer Gasse oder durch die Beseitigung von Bäumen, Gärten oder Grünbereichen zur Schaffung von Parkplätzen. Im Kontrast zu den als überaus monoton erlebten Neubaugebieten erfreuten sich die pittoreske Vielfalt und der biedermeierliche Charme alter Siedlungen immer grösserer Beliebtheit.

erreichte Mitte der 1970er-Jahre mit rund 20 000 einen Höchststand.

Die Erfindung des Wakkerpreises

Das bis heute bekannteste Heimatschutz-Projekt der 1970er-Jahre ist die jährliche Wakkerpreisvergabe, die 1972 erstmals stattgefunden hat. Im Heimatschutz-Heft 4/1972 steht dazu Folgendes: «Mit dem im vergangenen Sommer erstmals verliehenen Henri-Louis-Wakker-Preis möchte der Schweizer Heimatschutz städtische, aber auch ländliche Gemeinwesen auszeichnen, die ein Ortsbild von gewissem architektonisch-baukulturellem Gehalt besitzen und ihm aus freien Stücken mus-

Das Europäische Jahr für Denkmalpflege und Heimatschutz, 1975

Das Thema des Ortsbildschutzes bestimmte auch ein zweites, die Heimatschutzarbeit der 1970er-Jahre prägendes Projekt: das für 1975 ausgerufene Europäische Jahr für Denkmalpflege und Heimatschutz. Während die offiziellen Denkmalpflege-Verantwortlichen in vier *Réalisations exemplaires* das Motto *Eine Zukunft für unsere Vergangenheit* in konkreten Massnahmen vor Ort einkreisten und einer breiten Öffentlichkeit präsentierten, konzentrierte sich der Heimatschutz auf andere Formen der Volksaufklärung. Er liess zehn Filme produzieren, die unter anderem auch am Schweizer Fernsehen gezeigt wurden. Allein schon die kurzen Beschreibungen der Filme zeigen deutlich, dass auch hier die Themen des Baubooms, der Zersiedelung und des Ortsbildschutzes eine zentrale Rolle spielten.

Die folgende, aus dem Heimatschutz-Heft 2/1975, S. 14/15 entnommene Auflistung nennt nur die Filme, die sich mit Aspekten dieser Themen befassen:

«Nr. 1. Augst/Avenches: Planung auf Ruinen
Das Denkmal in der Entwicklungsgemeinde: Augusta Raurica ist ein Kulturdenkmal von nationaler Bedeutung. Trotzdem soll der grösste Teil der ehemaligen römischen Stadt, nach dem Zonenplan von Augst, überbaut werden.

Nr. 5. Luzern: Renditendenken
Das Denkmal und die wirtschaftlichen Einflüsse: Wir, unsere Vorfahren, der Fremdenverkehr, unser Heimatbegriff und unsere Nachkommen werden konfrontiert mit der Zerstörung unseres Lebensraumes.

Nr. 6. Morcote: Der Tessiner Ort als Beispiel
Das Denkmal und der Fremdenverkehr: «Wenn es so weiter geht, wird das Landschaftsbild von Vico-Morcote und Morcote vollends zerstört, und die touristische Attraktivität einer ganzen Gegend ist in Frage gestellt.»

Nr. 7. St. Gallen: Provisorisch geschützt
Das Denkmal und die jüngste geschichtliche Vergangenheit: Die Bedeutung der Bauten aus dem 19. und beginnenden 20. Jahrhundert im Rahmen des organisch gewachsenen Ortsbildes, die Wohn- und Lebensqualität von Wohnsiedlungen neben dem Kriterium des künstlerischen Wertes.

Nr. 10. Zürich: Betonfluss
Strukturen von Strassen und Flussräumen: Das grosse Sterbelied der Städte. Westtangente, Cityring, Sihlhochstrasse, Express-Strassen: gestern in Amerika, heute z.B. in Zürich.»

Nebst diesen Filmen publizierte der Heimatschutz das Buch *Verwandelte Schweiz, verschandelte Schweiz* und das SJW-Heft *Ohne Halt bis Betonville* für die Jugend. In beiden geht es um die Zersiedelung, um das nicht immer problemfreie Aufeinandertreffen alter und neuer Gebäude sowie um eine Sensibilisierung für die Erhaltung wertvoller Ortsbilder.

Cover des Heimatschutz-Hefts 4/1972

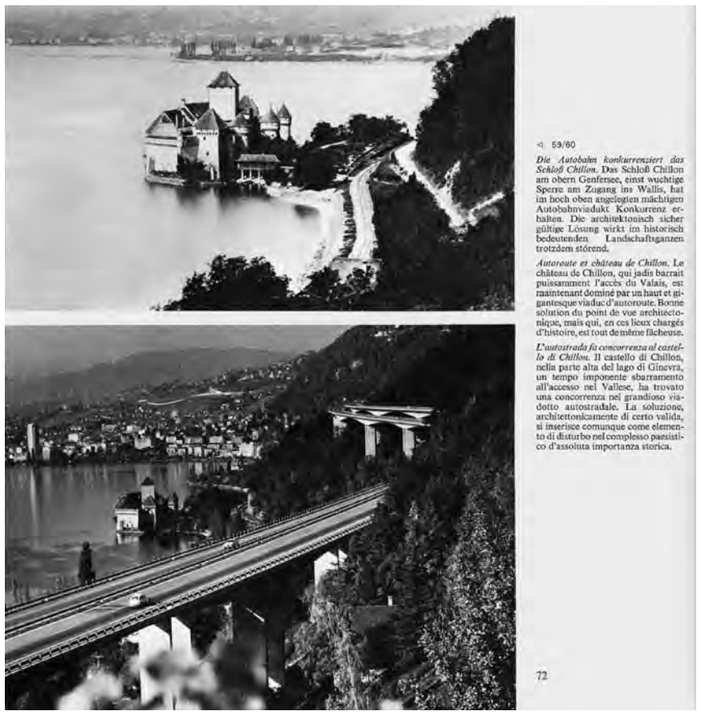
Cover des Heimatschutz-Hefts 2/1975

Cover des Heimatschutz-Hefts 1/1978

Cover des SJW-Hefts: «Ohne Halt bis Betonville«, Zürich 1975

Sandsteinbauten ausserhalb der Berner Altstadt

Abbildungspaar aus dem Buch: «Verwandelte Schweiz – verschandelte Schweiz?», Zürich 1975



Der Heimatschutz verschreibt sich einen Kurswechsel

Mitte des Jahres 1976 fand in der Heimatschutz-Leitung ein Generationenwechsel statt: der seit 1962 als Präsident amtende Arist Rollier übergab das Präsidium an Frau Dr. Rose-Claire Schüle und fast gleichzeitig übernahm der junge Marco Badilatti die Geschäftsleitung. Bereits in derselben Heftnummer, die beide Neubesetzungen bekannt gibt, findet sich ein kurzer, mit «Richtlinien für die zukünftige Heimatschutzarbeit» überschriebener Text, der in acht Punkten eine Neuausrichtung der Vereinigung ankündigt. Dabei lesen wir den Satz: «Als allgemeine Zielsetzung sehen sie vor allem den Übergang von einem rein bewahrenden zu einem aktiv gestaltenden Heimatschutz […] vor» (3/1976, S. 23). Zwei Jahre später war die Planung der Neuausrichtung so weit gediehen, dass über die «Suche nach einem zeitgemässen Heimatschutz. Thesen für heute und morgen» berichtet werden konnte (4/1978, S. 26f). Der neue Geschäftsführer Marco Badilatti hielt vor 57 Delegierten einen Vortrag und argumentierte dabei wie folgt: «…Durch seine (teilweise aufgabenbedingte) Vergangenheitsbezogenheit habe der Heimatschutz jedoch Mühe, in der Bevölkerung als zeitgemässe Bewegung in Erscheinung zu treten, alten Staub abzustreifen und sich vermehrt den Anforderungen der Gegenwart zu stellen. Dazu komme, dass die Vielschichtigkeit seiner Anliegen es erschwert, sein Tätigkeitsgebiet klar abzugrenzen und bestimmte Aufgaben voll auszuschöpfen. Auch werde seine Arbeit mehr vom Reagieren denn von eigendynamischem Handeln bestimmt, was ihn nicht selten in die unliebsame Rolle des Bremsers vom Dienst dränge oder ihn zum Blitzableiter des Bürgerunmutes über Massnahmen staatlicher Stellen verurteile, mit denen er nichts zu tun hat.» Weiter unten finden sich unter dem zeittypischen Titel «Ideologische Grundlagen» neun Punkte, die den «zeitgemässen» Heimatschutz charakterisieren sollen. Unter Punkt sieben lesen wir etwas erstaunt: «Der Schweizer Heimatschutz wirkt in seinem Aufgabengebiet als politische Kampforganisation und als Vereinigung mit Dienstleistungscharakter.» Auch bei dieser Kurskorrektur lässt sich der Einfluss der Architekturkrise der 1970er-Jahre herauslesen: Die zunehmende Oppositionshaltung gegen die Gegenwartsarchitektur hatte den Heimatschutz in die Rolle des «Bremsers vom Dienst» gedrängt, die auf längere Sicht für die Vereinigung zum Problem zu werden drohte. Die neue Leitung versuchte deshalb das Steuer herumzureissen und dem zunehmend konservativ reagierenden Heimatschutz eine aktive Teilhabe an den Diskussionen aktueller Probleme der Raumplanung und der Umweltgestaltung zu ermöglichen – eine Neuausrichtung, die bis heute spürbar ist.

Dieter Schnell
Prof. BFH, Architekturhistoriker

Wie kein anderer Baustoff prägt Sandstein das Erscheinungsbild der hiesigen Altstadt seit Jahrhunderten. In der ersten Zeit nach der Stadtgründung von 1191 war Bern zwar zur Hauptsache aus Holz gebaut. Ein verheerender Grossbrand im Jahre 1405, bei welchem die Flammen ungehindert von Haus zu Haus überspringen konnten, gab aber bereits im Spätmittelalter Anlass zur Verwendung feuersicherer Materialien. Und hierfür drängte sich der Sandstein geradezu auf. Allein schon, weil er in der Umgebung bei Krauchthal, Ostermundigen, Stockeren, am Gurten und am rechten Aareufer gleich bei der Untertorbrücke reichlich vorhanden war und deshalb nicht von allzu weit her geholt werden musste. Darüber hinaus aber auch, weil er mit seiner Feinkörnigkeit annähernd so weich war wie das zuvor verwendete, eher harte Eichenholz und deshalb ebenso gut zu behauen und zu verarbeiten war wie dieses.
In den Gebieten ausserhalb der Aareschleife ist der Sandstein hingegen weit weniger verbreitet. Vielfach findet man ihn zwar als Strukturelement von Sockelgeschossen, Fenster- und Türumrahmungen, Fassadenpartien und dergleichen mehr. Reine Sandsteinbauten indes sind nur vereinzelt anzutreffen und mittlerweile zumeist über hundert Jahre alt. Und oft handelt es sich dabei um besonders repräsentative, öffentliche Objekte.
Weshalb in den Vorstädten bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts trotz Aufkommens industriell hergestellter Baustoffe wie Backstein und Beton überhaupt noch Sandstein Verwendung fand, lässt sich kaum mehr eruieren. Zum einen scheint damit ein gewisser Luxus zum Ausdruck gebracht worden zu sein. Zum anderen mag als Grund dieselbe Tatsache gelten, die bereits im 15. Jahrhundert ausschlaggebend war – die einfache Verfügbarkeit verschiedener Abbaustellen in nächster Nähe.
Ebenso wenig ist klar, wieso die Freude am Sandstein im frühen 20. Jahrhundert mehr und mehr abflaute. Möglicherweise wurde das Bauen mit diesem Material schlicht zu teuer. Aber auch Zeitströmungen der Moderne dürften dazu beigetragen haben: Im Rahmen vom Neuen Bauen bis zum Sichtbeton und zur grossflächigen Verwendung von Glas hatte der «antiquierte» und nicht sonderlich witterungsbeständige Naturstein schlicht keinen Platz mehr.

Eingangspartie im Monbijouquartier mit reichhaltigem Dekor und kompletter, in Sandstein gemeisselter Adress-Anschrift. Man beachte dabei die Schreibweise der Schwarzt(h)orstrasse…

Doch wie dem auch immer sei – allenthalben stösst der aufmerksame Quartierwanderer auf komplette sandsteinerne Exponate, die sehenswert sind.
Und als Kontrastprogramm zu den Hauptthemen dieser Publikation, die Bauten und Wohnformen der 1970er-Jahre gewidmet sind, dürfte sich ein virtueller Rundgang auf ihren Spuren bestens eignen.

Mattenhof (Stadtteil III)

Eigentliche Blickfänge sind zunächst die Häuserzeilen entlang der westlichen Fortsetzungen der Altstadtachsen. Als Wahrzeichen des ersten Abschnitts der auf den Bubenbergplatz folgenden Laupenstrasse springen der Eckbau zur Schanzenstrasse aus dem Jahre 1923 mit dem Kino-Schriftzug und die anschliessenden, grossstädtisch anmutenden Neubarockfassaden der Nummern 4 bis 8 der Architekten Lutstorf und Mathys von 1911 auf der einen und das Hauptquartier der Heilsarmee auf der anderen Seite ins Auge. Wirkungsvoll

Häuserzeile Laupenstrasse 2–8 in der Verlängerung des Bubenbergplatzes

Bautengruppe Monbijoustrasse 8–2 und Effingerstrasse 1–3 in der Blickachse der Bundesgasse

Der Aarzielehof im Marzili als markanter Vertreter des klassizistischen Wohnbaus

platziert ist der schlossähnliche, von einer Eckrotunde mit Attikaloggia und einem Uhrturm über dem westlichen Eckrisalit beherrschte Neubarockbau im Winkel von Monbijou- und Effingerstrasse in der Blickachse der Bundesgasse. Dieser wurde 1909 von Eduard Rybi und Ernst Salchli als Wohn- und Geschäftshaus für den Zeitungsverlag des «Bund» errichtet und stellt eine Art Pendant zum «Eika»-Haus am unteren Ende des Hirschengrabens mit ähnlicher Eckausbildung dar. Auf Eduard Rybi gehen auch die anschliessenden Häuser Monbijoustrasse 6 und 8 von 1904 zurück.

Den Besuchern des Marzili dürfte sodann der Aarzielehof im Winkel von Ländteweg und Aarstrasse vis-à-vis der Badanstalt vertraut sein. Das siebenteilige Ensemble des Architekten Ernst Probst aus den Jahren 1869–1870 gehört mit seinen vereinheitlichend gegliederten, zurückhaltend risalisierten Fassaden, seinen Gusseisenbalkonen und seinen hübschen Mansarden zwischen Treppengiebeln zu den schönsten Vertretern der klassizistischen Wohnbauten. Bemerkenswert ist in unmittelbarer Nachbarschaft davon auch der zweigeschossige Wohnstock an der Weihergasse 11 aus dem Jahre 1863, der ursprünglich als Wohn- und Verwaltungsbau der ersten Gasfabrik diente und seit 1911 der Wäscherei Papritz gehört.

Weitaus der älteste Sandsteinbau des Stadtteils Mattenhof, an dessen innerem Rand sich die eben genannten Häuser befinden, ist aber der dreigeschossige, von einem riesigen Walmdach gekrönte Wohnturm des Schlosses Holligen, der um 1470 für Niklaus II. von Diesbach errichtet wurde. Ansonsten gibt der Stadtkreis III nicht allzu viel zum Thema her. Immerhin lassen sich im Monbijou ganze Häuserblocks mit sandsteinernen Grundgeschossen und kunstvoll gemeisselten Ornamenten im Bereich der Eingänge, die zuweilen komplette Adressanschriften beinhalten und mehr oder weniger vom Jugendstil geprägt sind, entdecken.

Das Obergericht im Stil des Berner Barocks

Länggasse (Stadtteil II)

Vergleichsweise gut dotiert mit Sandsteinarchitektur ist die Länggasse. Hier befinden sich gleich oberhalb der Schanzenbrücke verschiedene öffentliche Bauten: zunächst das Obergericht, 1906–1910 nach einem Projekt der Architekten Bracher und Widmer im Stil des Berner Barocks verwirklicht, und das ehemalige, heute als Uni S genutzte Frauenspital. Dessen ältester, in den 1960er-Jahren um ein Geschoss aufgestockter Teil wurde 1876 von Kantonsbaumeister Friedrich Salvisberg in monumentaler Neurenaissance erbaut. Auf Alfred Hodler und Eduard Joos geht der Hauptbau der Universität von 1903 mit seinen Neurenaissance- und Neubarockfassaden und seinen kuppelbedeckten, säulengestützten Risaliten zurück. Unweit der Uni, in der Nachbarschaft des Sandsteinverkleideten Staatsarchivs des Architekten Walter von Gunten aus dem Jahre 1940, fällt im Weiteren das klassizistische, palladianisch orientierte Haus aus den Jahren 1844–1846 am Falkenplatz 18 auf. Sandstein prägt sodann im Winkel von Länggass- und Bühlstrasse die abgeschrägte Eingangspartie des 1903–1904 von Lindt & Hünerwadel errichteten Baus der Eidgenössischen Alkoholverwaltung. Im Herzen des Quartiers dominiert das neubarocke, mit Eckrisaliten gegliederte Verwaltungsgebäude der SBB, welches 1902 nach Plänen der Neuenburger Architekten Prince und Béguin entstand, das Umfeld der Mittelstrasse. Bemerkenswert sind darüber hinaus auch kleiner dimensionierte Objekte. Beispiele sind die klassizistische, heute von einer Kita genutzte Biedermeiervilla an der Längassstrasse 62 von Architekt R. Lenzinger, erbaut 1862, und die einstige Blumenstein-Besitzung an der Längassstrasse 77 aus dem Jahre 1850, welche ursprünglich allein auf weiter Flur stand, 1924 aber im Zuge grösserer Überbauungen in Neubauten integriert und um drei Vollgeschosse aufgestockt wurde. Diese stellt seither mit ihren erhalten gebliebenen Sandsteinfassaden inmitten von Putzbauten eine Art «Haus im Haus» dar.

Das alte Frauenspital neben der Schanzenstrasse mit monumentalen Neurenaissance-Fassaden

Ein Wohnblock mit laubenartigem Mittelteil und zwei dreiachsigen, sandsteinernen Seitenflügeln befindet sich ausserdem seit 1856 an der Stadtbachstrasse 46–48. Klassizistisch wie bei ihm ist zudem die Architektur des würfelförmigen Baus von 1870 an der Fabrikstrasse 14 im Von-Roll-Areal, der ursprünglich als Verwaltungsgebäude der einstigen Waggonfabrik Bern diente. Nicht vergessen sei die Tiefenaubrücke aus den Jahren 1846–1850 als markanter Sandsteinbau am nördlichen Rand des Stadtteils II. Erwähnenswert ist schliesslich, dass die Nordostfassade des Beaulieuguts aus dem Jahre 1735 an der Hochfeldstrasse 101 zu Beginn des 19. Jahrhunderts mit Sandsteinverblendungen im Empirestil dem Zeitgeschmack angepasst wurde.

Der Hauptbau der Universität auf der Grossen Schanze in Neubarock- und Neurenaissance-Stil

Verwaltungsgebäude der SBB von 1902 an der Mittelstrasse 43

Klassizistischer Villenbau am Falkenplatz 18

Bautengruppe der Kantonalen Zeughäuser

Als städtisch geprägte Wohnblockzeile für Leute gehobener Stellung erbaut: Lorrainestrasse 16–22

Das Böhlen-Haus an der Papiermühlestrasse 9

Breitenrain (Stadtteil V)

In der Lorraine, wo die Überbauung nach dem Bau der legendären Roten Brücke um 1858 einsetzte, wurde in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bemerkenswerterweise ein Werkhof für die Herrichtung von Sandsteinquadern unterhalten. Dieser befand sich auf dem Gelände der heutigen Grünanlagen neben der Gewerbeschule. Von ihm aus wurde unter anderem die Baustelle der Privaten Blindenanstalt beliefert, auf welcher 1874 nach Plänen von Architekt C. Diwy ein imposanter, massiver Komplex mit einer repräsentativen, von einem fünfachsigen Mittelrisalit geprägten Neurenaissance-Fassade hochgezogen wurde. Dieser unlängst renovierte Bau ging nach der Schliessung des Blindenheims 1895 an die Stadt über und beherbergt seither Teile der Lehrwerkstätten.
Material des Steinhauerplatzes fand aber in den 1860er- und 1870er-Jahren auch in der weiteren Umgebung Verwendung, als neben einfachen Miethäusern in Holz- oder Riegbauweise, welche das klassische Bild eines Arbeiterviertels begründeten, verschiedene gediegenere Wohnbauten für Leute höherer sozialer Stellung entstanden. Solche säumen bis heute den mittleren Teil der Lorrainestrasse, die seit jeher die Hauptachse des Quartiers bildet. Qualitätsvoll etwa ist die Zeile mit den Nummern 16 bis 22 von Emanuel Frauchiger aus dem Jahre 1869, deren Strassenfassaden ausgesprochen gut proportioniert sind und über einigen Schmuck verfügen. Städtisches Gepräge strahlt auch der Häuserblock 34–38 aus. Bekannt als Lorraine-Hof, wurde er 1875 vom Konsortium Dähler und Gfeller als dreigeschossiger Reihenbau mit dominierendem, vierachsigem Mittelrisalit erbaut. Ähnlicher Art ist eine Sandstein-Zeile am Turnweg 13 bis 19 in der Nachbarschaft des Ringhofs hinter dem heutigen Nordring. Schöpfer dieses fragmentierten Wohnhauskomplexes war 1874 Friedrich Messerli. Und schliesslich prägt Sandstein das Schulhaus, welches 1865–1867 neben den damaligen Bahnanlagen für die Quartiere Lorraine und Breitenrain errichtet wurde (vgl. Abb. S.31). Der einfache, dreigeschossige Baukörper mit sechsachsigen Längsfassaden und schmalseitig als einachsige Eckrisalite angegliederten Treppenhäusern ist ein Werk von Carl Haller.
Im höher gelegenen Breitenrain gibt es weitere Variationen zum Thema. Da sind einmal die Kantonalen Zeughäuser an der Papiermühlestrasse 17 im weitläufigen, von strengen Raster- und Symmetrieprinzipien geprägten Militärareal des Beundenfelds. Deren Herzstück aus den Jahren 1873–1878, das wie die benachbarte schlossartige Kaserne ein Werk der Architektengemeinschaft Adolf Tièche, August Friedrich Eggimann und Eduard von Rodt ist, bildet das Verwaltungsgebäude mit seinen Rundbogenblenden, welche die Fenster der beiden Obergeschosse gewissermassen in der Senkrechten zusammenfassen. Auf beiden Seiten desselben schliessen dann langgezogene, burgähnlich geschlossene Sandsteinbauten an, deren Obergeschosse wiederum über rustizierte Rundbogenfenster verfügen und die mit dem Hauptbau über hölzerne Lauben verbunden sind.
Unweit davon steht an der Papiermühleallee 9 das so genannte Böhlen-Haus. Um 1700 an der einstigen Wendschatzgasse, dem untersten Teil der Junkerngasse, als De-Rougemont-Haus errichtet, 1844 aber durch den Zufahrtsdamm der neu erstellten Nydeggbrücke verdrängt, soll dieses um die Mitte des 19. Jahrhunderts oberhalb des Aargauerstaldens in veränderter Form neu aufgerichtet worden sein. Die Südfassade mit drei Korbbogenlauben und das Portal in Louis-XIV-Formen blieben dabei identisch mit den Elementen der ehemaligen Laubenfassade.
Unübersehbar thront ferner gegenüber dem Kursaal am oberen Ende der Kornhausbrücke das einstige, heute als Alters-und Pflegeheim genutzte Viktoriaspital. 1904 im Auftrag des klösterlichen Instituts Ingenbohl nach Plänen von Horace Ed. Davinet und Friedrich Studer mit südseitiger Verandafront errichtet, verbindet dieser Bau Elemente von Neubarock und Jugendstil. Blickfang der weiterführenden Kornhausstrasse ist anschliessend das Verwaltungsgebäude der BKW mit seiner schlossartigen Schaufront des Architekten Walter Bösiger aus dem Jahre 1915 am Viktoriaplatz.
Im Bereich der Aaretalhänge des Altenbergs, wo die Besiedlung dank der Nähe zur Untertorbrücke früher einsetzte als anderswo, steht mit dem ehemaligen, heute einer Alterswohngemeinschaft gehörenden Stürlerspital eines der repräsentativsten nachgotischen Landgüter der Umgebung Berns. Der hochragende Hausteinbau mit steilem Krüppelwalmdach wurde 1659 für die Familie von May erbaut, später aber vom Diakonissenhaus als Hospiz genutzt. Seine dreigeschossige Südfassade wird durch kräftige Strebepfeiler und breite Portale des Kellergeschosses akzentuiert. Mit den Häusern 13 und 96 flankieren zwei weitere bemerkenswerte Sandsteinbauten die Altenbergstrasse. An der höher gelegenen Rabbentalstrasse fällt ausserdem das Doppelhaus 77/79 auf – ein spätklassizistischer, mächtiger Quaderbau, 1866–1867 von den Architekten Dähler und Schultz errichtet. Und mit der neubarocken Villa am Alten Aargauerstalden 30, 1872 von Johann Carl Dähler erstellt und seit langem vom Auktionshaus Stuker genutzt, besitzt auch das Gebiet hinter dem Rosengarten einen markanten Vertreter der Sandsteinarchitektur.

Hauptbau der Lehrwerkstätten in der Lorraine

Ehemaliges, heute als Alters- und Pflegeheim genutztes Viktoriaspital von 1904

Kirchenfeld (Stadtteil IV)

Wenig zum Thema beizusteuern hat das Kirchenfeld. Dies mag daran liegen, dass dieser Stadtteil zur Hauptsache überbaut wurde, als Sichtbacksteinfassaden angesagt waren. In Gestalt des Bundesarchivs gleich neben der Monbijoubrücke besitzt allerdings auch dieses Quartier einen repräsentativen Vertreter. Er wurde 1896–1899 von

Neubarocke Villa von 1872 am Alten Aargauerstalden 30 (Auktionshaus Stuker)

Ehemaliges Stürler-Spital an der Altenbergstrasse 60, erbaut 1659

Spätbarocke, einst die Galerie der Stadtbibliothek abschliessende Fassade von Niklaus Sprüngli als Wahrzeichen des Thunplatzes

Bundesarchiv von Theodor Gohl aus den Jahren 1896–1899 im Unteren Kirchenfeld

Mietblock von H. R. Probst aus dem Jahre 1862 zwischen Murtenstrasse und Bahnanlagen nahe des Inselspitals

Prunkvoller Sandsteinbau an der Schwanengasse 14 auf der einen und die in Kalk- und Sichtbackstein erstellte Bautengruppe der Dreifaltigkeitskirche auf der anderen Seite

Theodor Gohl als markanter, auf der Hangkante über der Aare thronender Baukörper in klassizistischem Neurenaissance-Stil mit auffallendem, über ein Schweizer Wappen im Dreieckgiebel verfügendem Mittelrisalit erbaut. Und mit der spätbarocken Fassade von Niklaus Sprüngli, welche bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts die Bibliotheksgalerie nahe des Zeitglockenturms abschloss, seit 1911 aber am Thunplatz steht, wurde seinerzeit ein erhaltenswertes Monument vor dem Abbruch gerettet und an prominenter Stelle neu aufgerichtet.
Sandstein prägt im Übrigen an verschiedenen Orten Umfassungsmauern von Villen, Gärten, Parkanlagen und Grabfeldern. Man findet sie beispielsweise am Münzrain, beim Rosengarten, beim Schosshalden- und beim Bremgartenfriedhof, wo der Eingangsbereich im Zuge von Neugestaltungen samt der zugehörigen Abdankungskirche an der Murtenstrasse 55 um 1942 aus demselben Material gebaut wurde.
Stadteinwärts, an der eben erwähnten Murtenstrasse, fällt schliesslich der voluminöse Bau mit den Nummern 20 bis 30 von Hansrudolf Probst auf. Charakteristischstes Merkmal dieses sechsteiligen Mietblocks aus dem Jahre 1862, dessen Rückseite direkt an die Gleisanlagen der westwärts führenden Bahnlinien grenzt, sind durchgehende, die Horizontalen betonende Fensterbankgesimse sowie Fassadenmalereien im Mezzaningeschoss und Lisenen, welche die Vertikalen hervorheben.
Wiewohl als schützenswert eingestuft, wird der Gebäudekomplex den Neubauten zur Erweiterung des Inselspitals weichen müssen. So wird ihn dasselbe Schicksal ereilen wie zu Beginn der 1990er-Jahre die so genannten Kocher-Häuser an der Laupenstrasse 25–27: Sie galten gleichermassen als Vertreter früher Wohnblock-Architektur, mussten aber trotz ihrer unbestrittenen Erhaltenswürdigkeit dem Neubau einer mittlerweile aus der Bundesstadt weggezogenen Versicherungsgesellschaft weichen.
Abschliessend mag interessieren, dass gegen Ende des 19. Jahrhunderts ungeachtet der Beliebtheit

des nicht sonderlich witterungsfesten, aber «klassischen« Natursteins einmal ein veritables «Sandsteinverbot» verhängt wurde. Dies geschah allerdings vor dem Hintergrund eines schwelenden Kulturkampfs der drei grossen christlichen Religionen unseres Landes. 1896 nämlich weigerten sich die Betreiber des Steinbruchs von Ostermundigen, den Katholiken für den Bau der Dreifaltigkeitskirche Sandstein zu liefern. So wurde das Gotteshaus schlussendlich in unüblicher Manier mit Kalksteinfassaden erstellt und bildet seither gemeinsam mit seinem sichtbacksteinernen Pfarrhaus einen markanten Kontrast zum benachbarten, prunkvollen Sandsteinpalast der Mobiliarversicherung, der mittlerweile der Stadtverwaltung gehört.

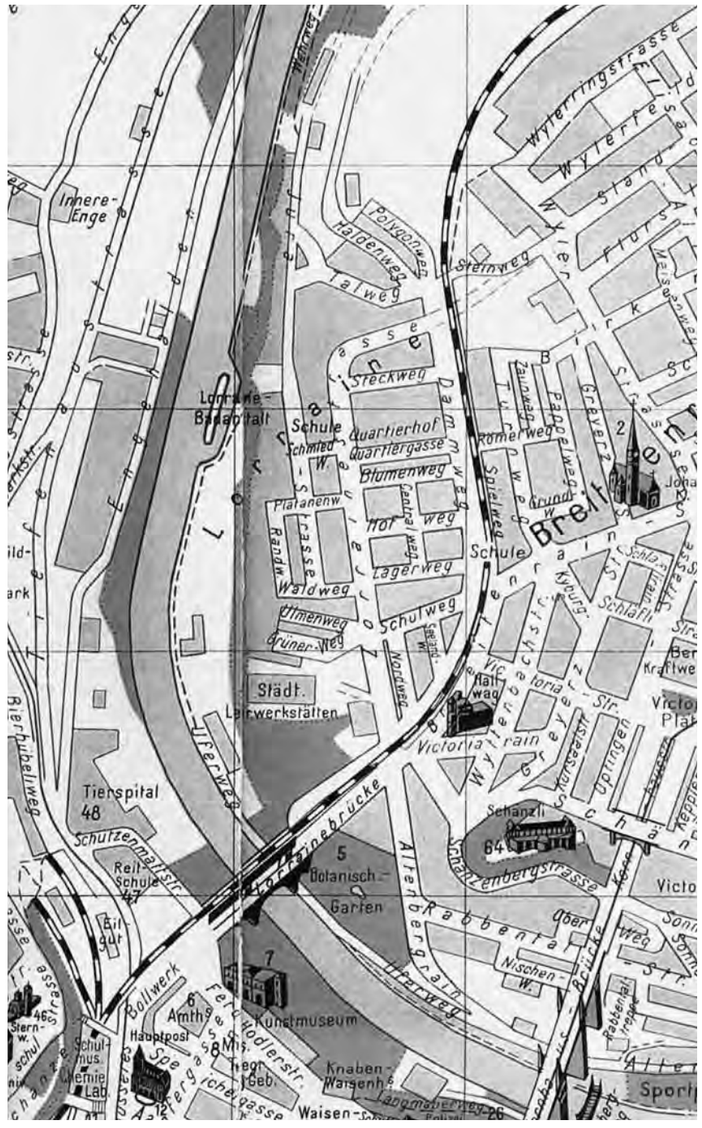
Rolf Hürlimann
Fotojournalist

Als die Schnellzüge nach Basel, Biel/Bienne, Thun und Zürich noch durchs Lorrainequartier dampften

Nur schrittweise näherte sich in der Mitte des 19. Jahrhunderts die Eisenbahn der Bundesstadt. Am 16. Juni 1857 konnten die Züge von Aarburg über Herzogenbuchsee bis zur provisorischen Endstation im Wylerfeld fahren. Dort war aber für fast anderthalb Jahre Endstation. Da damals weder die Lorrainebrücke noch die beiden Hochbrücken (Kornhaus- und Kirchenfeldbrücke) zur Verfügung standen, führte der Weg der Fussgänger ins Stadtzentrum über die im Auftrag der Schweizerischen Centralbahn (SCB) erstellte Kettenbrücke des Altenbergstegs.
Wer den Weg aber nicht per pedes zurücklegen wollte, konnte einen provisorischen «Omnibus-Dienst» zum «Posthof» an der Kramgasse benützen, der allerdings den (Um-)Weg über die Nydeggbrücke einschlagen musste.

Der Bau der «Roten Brücke»
Im April 1856 begannen die Montagearbeiten für die «Rote Brücke» (sie erhielt ihren Namen wegen ihres vor Rost schützenden Menninganstrichs). Am 25. August 1858 konnte der untere Teil der ersten eigentlichen Hochbrücke von Bern für den Wagen- und Fussgängerverkehr freigegeben werden. Am 15. November 1858 war es dann soweit, dass auch die Dampfzüge der Schweizerischen Centralbahn für ihre Fahrt nach Bern die «Rote Brücke» benutzten. Über diese Brücke rollte dann während knapp 83 Jahren der Eisenbahnverkehr. Und bis zum Bau der Lorraine-Strassenbrücke war auch das Lorrainequartier auf die Rote Brücke angewiesen, die im Untergeschoss dem Strassenverkehr Gastrecht gewährte.

«Gewaltig donnernder Lärm»
An diese ferne Zeit mag sich auch noch Kurt Marti erinnern; in seinem 1990 erschienenen Fussgängerbuch mit dem Titel «Högerland» berichtet der im Jahre 1921 geborene Schriftsteller und Pfarrer: «Ihre Gitterkonstruktion war zweigeschossig: Oben fuhr die Eisenbahn, direkt darunter befanden sich ein Gehweg und die Fahrbahn für Fuhrwerke. Da das Untergeschoss erst 1930, nach dem Bau der Lorrainebrücke gesperrt wurde, kann ich mich noch



Auf diesem Plan der Stadt Bern aus dem Jahr 1932 ist die Linienführung der Bahn mitten durch das Lorrainequartier gut erkennbar. Eingezeichnet ist auch bereits die dem Strassenverkehr dienende Lorrainebrücke. (Stadtarchiv Bern)

erinnern an den gewaltig donnernden Lärm, den die ein- oder ausfahrenden Züge über den Köpfen der Passanten vollführten. Es war furchtbar, war höllisch, ich erzitterte und glaubte, im nächsten Moment werde die hohe Brücke in die Tiefe stürzen. Pferde müssen ähnlich empfunden haben. Weil sie, erschreckt durch den Teufelslärm, scheuten, kam's im Untergeschoss der Brücke stets

Blick vom Restaurant Du Nord Richtung Viktoriarain (links) und Schänzlihalde (rechts). (Lorraine-Breitenrain-Leist)

Im Juli 1941 überquert ein Leichtschnellzug die «Rote Brücke» auf der Fahrt von Zürich nach Bern. (Werner Reber, Bern)

So präsentierten sich von der Stadtseite her die «Rote Brücke» und rechts davon die im Bau befindliche Lorrainebrücke. (Lorraine-Breitenrain-Leist)

Links der damals so benannten Breitenrainstrasse ist das Hallwag-Gebäude zu erkennen. (Stadtarchiv Bern)

Recht verschlafen wirkt der Bahnübergang beim Restaurant Du Nord, der mit einer Rollbarriere gesichert war. Die Aufnahme stammt vom November 1941, als der Bahnbetrieb bereits auf dem neuen Lorraine-Viadukt rollte. Die Fahrleitungen sind bereits demontiert. (Werner Reber, Bern)

wieder zu Unfällen, was der Brücke den Namen ‹Würgengel› eintrug.» [Quelle: Högerland, Sammlung Luchterhand, Hamburg, 1993, Seite 177]

Die Aaretallinie bringt die Doppelspur in die Lorraine

Zusammen mit der 1859 erfolgten Eröffnung der von Thun herkommenden Aaretallinie wurde die Strecke vom Wylerfeld nach Bern auf Doppelspur ausgebaut. Inzwischen kamen 1864 auch noch die Züge von Biel/Bienne–Lyss der damaligen Bernischen Staatsbahn (BSB) hinzu, die mitten durchs Lorrainequartier dampften. Eine gewisse Erleichterung brachte dann die am 7. Juli 1918 erfolgte Elektrifizierung der Strecke, doch fuhren die von Burgdorf und von Lyss herkommenden Züge noch einige Jahre mit Dampflokomotiven.

Der Bau der Lorraine-Strassenbrücke

Die beengenden Verhältnisse im «Untergrund» der «Roten Brücke» sorgten bereits im 19. Jahrhundert für Diskussionen; schon um 1890 bestanden Projekte für eine dem Strassenverkehr dienende Parallelbrücke. Wettbewerbe in den Jahren 1897 und 1910/1911 führten aber zunächst noch zu keinem Ergebnis. Nach dem Baubeschluss im Jahre 1927 erfolgte dann der Bau der 178 Meter langen armierten Betonbrücke in den Jahren 1928 bis 1930 nach den Plänen von Bauingenieur Robert Maillart und Architekt Hans Klauser durch das Baugeschäft Losinger & Cie. Diese wurde aareaufwärts der bestehenden «Roten Brücke» erbaut, wobei gewisse Anpassungen bei den beidseitigen Strassenanschlüssen vorzunehmen waren. Damit hatte man

nun zwar für den Strassenverkehr Luft geschaffen, während sich der ständig anwachsende Eisenbahnverkehr weiterhin mit dem Weg mitten durchs Lorrainequartier abfinden musste.

Der vierspurige Lorraine-Viadukt kommt

Mit dem stark zugenommenen Bahnverkehr drängte sich ein Ausbau der Strecke zwischen Wylerfeld und Bern auf Vierspur auf. Aber eine solche Linienführung mitten durchs Lorrainequartier liess sich nicht verwirklichen. Abhilfe schaffte der 1080 Meter lange vierspurige Lorraine-Viadukt, der seit dem 31. August 1941 in Betrieb ist. Seither konnte der kräftig angewachsene Zugsverkehr mit signaltechnischen Mitteln aufgefangen werden; heute folgen sich die in Bern wegfahrenden Intercity-Züge im Zweiminuten-Takt. Die «Rote Brücke» hatte nun seine Pflicht getan und konnte nach 83 Jahren abgebrochen werden. Die ehemalige Linienführung der Eisenbahn lässt sich heute entlang des Nordrings kaum mehr erkennen; immerhin fördern einige Gegenüberstellungen von alten und neuen Bildern einige Erkenntnisse zu Tage.

Ein Bahnwärterhaus wird nach Stettlen versetzt

Recht abenteuerlich mutet das Schicksal jenes Bahnwärterhäuschens an, das damals an der Ecke Nordweg/Dammweg stand. Seit 1941 war das Gebäude funktionslos geworden, da die Eisenbahnzüge nunmehr den neuen vierspurigen Lorraine-Viadukt befuhren. 1947 vernahm dann Karl Rudolf Muster von einem Bekannten, dass dieses Gebäude zu vergeben sei. Er erkundigte sich bei den Schweizerischen Bundesbahnen, ob er das ehemalige Bahnwärterhaus erwerben könne. Rasch

war man sich handelseinig, allerdings nur unter der Bedingung, dass dieses Haus innert einer Woche inklusive Grundmauern abgetragen und abtransportiert sei. Der initiative Familienvater habe den Traktor seines Vaters und einen «Brügiwagen» ausgeliehen und das Haus mithilfe seiner Brüder Balken für Balken und Stein für Stein demontiert. Sogar den schmiedeeisernen Zaun habe er damals mitgenommen. Noch im selben Jahr habe er dann mit dem Wiederaufbau auf dem Land seines Vaters hinter der Kirche in Stettlen begonnen, wobei ihm detaillierte handschriftliche Notizen behilflich

Der mit einer Barriere gesicherte Bahnübergang beim Schulweg musste jahrelang von den Schülern des Lorrainequartiers überquert werden, bis anno 1880 das Quartier zu einem eigenen Schulhaus kam. Ganz rechts ist noch die Johannes-Kirche zu erkennen. (Lorraine-Breitenrain-Leist)

Die gleiche Situation beim Schulweg heute: Geblieben sind das Breitenrain-Schulhaus und die Johannes-Kirche. (Rolf Hürlimann, Liebefeld)

Blick vom Bahnübergang des Schulwegs Richtung Wyler mit der doppelspurigen Eisenbahnlinie. (Lorraine-Breitenrain-Leist)

Die gleiche Situation beim Schulweg ein Jahr nach der Einstellung des Bahnbetriebs. (Werner Reber, Bern)

Noch heute ist beim Schulweg das markante Mehrfamilienhaus links zu erkennen. (Rolf Hürlimann, Liebefeld)

Die damalige Unterführung bei der Quartiergasse mit dem Restaurant Rebstock. (Lorraine-Breitenrain-Leist)

Heute mündet die Quartiergasse ebenerdig in den Nordring ein; anstelle des Restaurants Rebstock ist ein Neubau mit dem Restaurant Carbonara getreten. (Rolf Hürlimann, Liebefeld)

waren. Auch den Keller habe er selber mit Schaufel und Pickel ausgegraben, während seine Kinder den Mörtel von den Backsteinen abklopften.
Am 28. November 1948 konnte die damals vierköpfige Familie das Haus an der Kirchgasse 5 beziehen. Genau 50 Jahre später, im Jahre 1998, verliess die letzte Bewohnerin das Gebäude und zog ins Altersheim um. Während einigen Jahren stand das Haus leer, da dort ein neues Dorfzentrum geplant war. Wer heute das Gebäude aufsucht, stellt aber mit Freuden fest, dass es noch steht und dort die Büros der offenen Jugendarbeit Stettlen-Vechigen untergebracht sind.

Bei der Beschaffung der historischen Aufnahmen durfte ich auf die grosse Hilfe von Yvonne Pfäffli (Stadtarchiv Bern) und Patrick von Burg (Lorraine-Breitenrain-Leist) zählen. Herzlichen Dank!

Werner Neuhaus
Bahnhistoriker

Belastungsprobe der neu erstellten Lorrainebrücke. (Stadtarchiv Bern)

Selbst ins 21. Jahrhundert konnte sich das ehemalige Bahnwärterhaus von der Ecke Nordweg/Dammweg retten; es steht heute hinter der Kirche von Stettlen. (Rolf Hürlimann, Liebefeld)

Wie viele Züge fuhren anno 1939 über die «Rote Brücke»?
Wie wir dem im Sommer 1939 geltenden «Amtlichen Kursbuch» entnehmen können, fuhren vor dem Zweiten Weltkrieg an einem normalen Werktag zwischen 8 und 9 Uhr folgende Personenzüge von Bern aus über die «Rote Brücke»:

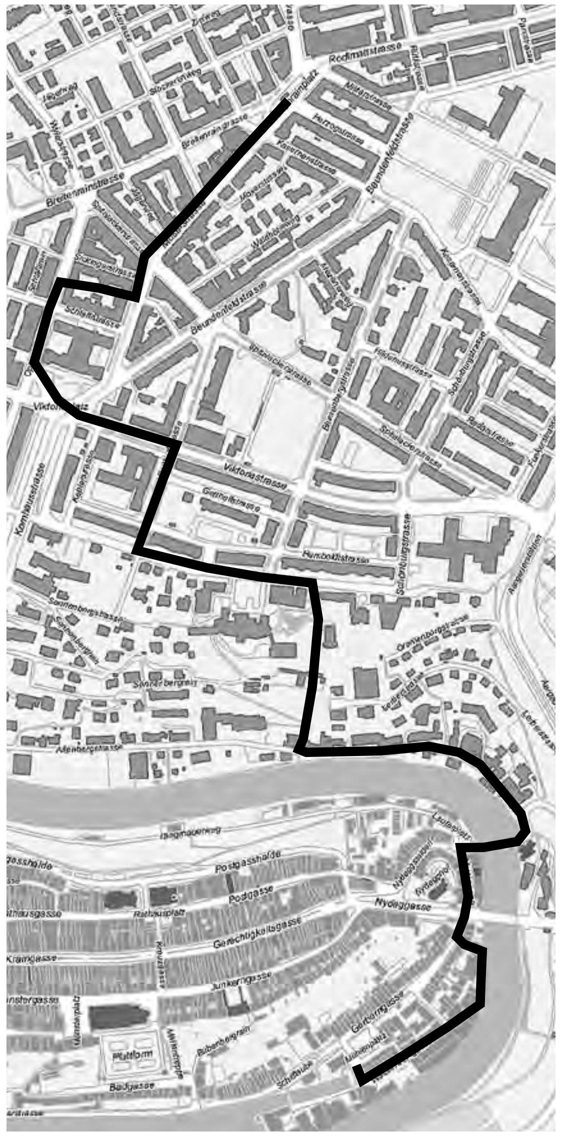
8.04 Personenzug nach Lyss–Biel/Bienne
8.10 Personenzug nach Münsingen–Thun
8.20 Leichtschnellzug ohne Halt bis Zürich
8.46 Schnellzug nach Thun–Spiez–Interlaken mit direkten Wagen von Berlin, Paris, Oostende, Amsterdam und Boulogne
8.51 Schnellzug nach Thun–Spiez–Brig–Milano (–Brindisi) mit direkten Wagen von Boulogne und Paris

Und wie sieht das Bild im heutigen Fahrplan mit dem vierspurigen Lorraine-Viadukt aus?
(Offizielles Kursbuch 2013)

8.00 InterRegio nach Zofingen–Sursee–Luzern
8.00 S-Bahn nach Lyss–Biel/Bienne
8.02 InterCity nach Zürich–Romanshorn
8.04 InterCity nach Olten–Basel
8.04 InterCity nach Thun–Spiez–Interlaken
8.07 InterCity nach Thun–Spiez–Brig
8.07 RegioExpress nach Burgdorf–Langenthal–Olten
8.12 S-Bahn nach Konolfingen–Langnau
8.13 RegioExpress nach Lyss–Biel/Bienne
8.16 S-Bahn nach Münsingen–Thun
8.16 S-Bahn nach Münchenbuchsee
8.20 S-Bahn nach Burgdorf–Ramsei–Langnau
8.30 S-Bahn nach Lyss–Biel/Bienne
8.32 InterCity nach Zürich–St. Gallen
8.34 InterCity nach Olten–Basel
8.34 InterCityExpress nach Thun–Spiez–Interlaken
8.36 InterRegio nach Olten–Zürich
8.36 RegioExpress nach Konolfingen–Langnau–Luzern
8.39 InterRegio nach Burgdorf–Langenthal–Olten–Zürich
8.39 RegioExpress nach Münsingen–Thun–Spiez–Kandersteg–Brig und –Zweisimmen
8.42 S-Bahn nach Konolfingen–Langnau
8.43 RegioExpress nach Lyss–Biel/Bienne
8.46 S-Bahn nach Münsingen–Thun
8.46 S-Bahn nach Münchenbuchsee
8.50 S-Bahn nach Burgdorf–Wiler und –Ramsei–Sumiswald-Grünen

Entrücktes Idyll und städtisches Leben

Wer die Kunst des Stadtwanderns erlernen will, braucht wenig theoretisches Rüstzeug. Eine empfehlenswerte Technik besteht beispielsweise darin, an jeder Verzweigung das Gegenteil des Wegs zu nehmen, den man ansonsten wählen würde. Es winken Entdeckungen, von deren Existenz mitten im vermeintlich Bekannten man nie zu träumen gewagt hätte. Anders spazieren: Wie wäre es mit einer Wanderung frühmorgens um halb fünf vom Eigerplatz nach Niederwangen? Vorbei am Steinhölzchen, wo sich die Käuze ihr unheimliches Stelldichein geben. Vorbei am menschenleeren Liebefeldpark und Bläuacker. Vorbei an einer furchterregenden Stelle zwischen den Schallschutzwänden der Landorfstrasse, wo man nicht ängstlich zu sein braucht, um sich in aller Öffentlichkeit zu fürchten. Das Beschreiten ungewohnter Pfade lehrt uns mehr über Raum und Architektur, als wir an jenen geschützten Orten und Zeiten, zu denen wir sie gewöhnlich aufsuchen, wahrnehmen. Stadtspazieren kann auch bedeuten, einmal genau das auszukundschaften, was wir für langweilig, banal oder hässlich halten. Und uns dabei unserer Vorurteile zu entledigen.
Der Spaziergang, den wir uns heute gönnen wollen, beginnt im Mattequartier, wo ein Sammelsurium an Schulhäusern, Gewerbebauten aus dem 17. bis 21. Jahrhundert und ein wunderbarer Eisensteg über den Tych ein einmaliges Ensemble bilden. Vorbei an der ehemaligen Tuchfabrik Schild geht es die Wasserwerkgasse hinunter. Sie mündet nahe der ältesten Berner Schiffländte durch eine Tordurchfahrt pittoresk in die Gerberngasse. Kenner wissen über die Untertorbrücke ebenso Bescheid wie über das Klösterliensemble, deshalb widmen wir uns auf der anderen Aareseite gleich den Bauten an der Altenbergstrasse, wo Liebhaber verwinkelten Lokalkolorits auf die Rechnung kommen. Wer den richtigen Verzweiger hangaufwärts findet, kann Rolf Mühlethalers Atelier Iseli an der Altenbergstrasse 32a kennen lernen, einen ebenso un-



Das Atelier Iseli von Rolf Mühlethaler

Architekturmodelle im Schaufenster des Architekten Rolf Mühlethaler

Neben dem alten Stürlerspital führt eine Treppe den Hang hinauf zum Salemspital.

Die Gärten unterhalb des Salemspitals

Rechte Seite
Das Viktoriaschulhaus mit dem Neubau von Graber und Pulver (2009–2011)

Das Kino ABC an der Moserstrasse – eine unentdeckte architektonische Perle

Grosszügige Wohnhäuser an der Schänzlistrasse

Idyllischer Innenhof an der Optingenstrasse

(Fotos: Katja Jucker)

auffälligen wie weit herum berühmt gewordenen Bau der 1980er-Jahre. Ein paar Meter aareabwärts folgt das Büro des bekannten Architekten. In einem Schaufenster sind seine Architekturmodelle im Dutzend zu bewundern.
Auch ein einfacher Parcours darf technisch anspruchsvolle Stellen aufweisen! Wer das eiserne Gartentor rechts am Stürlerspital (Altenbergstrasse 60) verpasst, wird irgendwann im Botanischen Garten oder im Lorrainebad landen. Doch wir wollen nicht dortin, sondern treppauf. Bald sind wir in der alten Gärtnerei des Salemspitals. Unter Obstbäumen erleben wir hier einen entrückten Ort mitten in Bern. Weiter hoch geht's zur Hangkante, die von historischen Spitalbauten besetzt ist. Zuoberst angekommen, folgen wir links der Schänzlistrasse. Eines der eindrücklichsten und begehrtesten Berner Wohnquartiere macht uns mit grosszügigen Wohnhäusern und Umgebungen aus dem frühen 20. Jahrhundert bekannt. An der Gotthelfstrasse biegen wir rechts ab. Das Viktoriaschulhaus 1905–1906 von Architekt Otto Lutstorf erbaut, birgt im Hof die bekannte Gebäudeerweiterung der GIBB Viktoria, eine preisgekrönte Renovation mit Neubau von Graber und Pulver von 2009–2011. In der Mensa können wir uns hier werktags eine Erfrischung gönnen und dabei einen Blick auf den neuen Innenhof und das spannende Innere des aufgefrischten Schulhauses werfen.
Der Weg führt uns weiter über den Viktoriaplatz und rechts am BKW-Hauptgebäude vorbei in die Optingenstrasse. An der Optingenstrasse 42 treten wir durch einen unauffälligen Torbogen in den Hof. Den Frieden, den diese Oase mitten in der dichtest bebauten Stadt bietet, wollen wir nicht stören. An der gegenüberliegenden Seite

durchqueren wir einen weiteren Torbogen, bevor wir einen Blick zurück auf das wunderbare Wohn- und Geschäftshaus werfen, das Eduard Joos ab 1907 erbaute. Hier wird klar: das Breitenrainquartier dürfte die schönste städtebauliche Anlage Berns aus dem frühen 20. Jahrhundert sein. Links lernen wir die belebte Moserstrasse als Geschäftsstrasse mit vielen Läden und Restaurants kennen. Das Kino ABC an der Moserstrasse 24, 1949 von Franz Trachsel erbaut, gehört zu den unentdeckten architektonischen Perlen der Stadt. Unser Spaziergang endet am Breitenrainplatz. Die bunt durchmischte Bausubstanz aus vielen verschiedenen Jahrzehnten bildet ein unaufgeregtes und stimmungsvolles Ensemble. Bevor wir das Tram zurück zum Bahnhof nehmen, bewundern wir die Tramwartehalle, die Architekt André Born 2012 behutsam modernisiert und restauriert hat.

Christoph Schläppi
Architekturhistoriker

Schoggitaler 2013

Schoggi rettet Frösche & Co

Sieben von zehn Frosch-, Kröten- und Molcharten in der Schweiz sind gefährdet oder vom Aussterben bedroht. Grund dafür sind vor allem die fehlenden «Nasszonen» in unserem Land. Flüsse sind begradigt, Weiher, Teiche und Tümpel sind trockengelegt. Mit dem Erlös aus der Schoggitaler-Aktion 2013 werden neue Weiher und Tümpel geschaffen und so wird ein Beitrag zum Überleben der faszinierenden Tiere geleistet. Nebst der Überlebenshilfe für die Amphibien der Schweiz werden weitere Natur- und Heimatschutz-Projekte von Pro Natura und des Schweizer Heimatschutzes unterstützt.

Schulkinder profitieren
Die Schoggitaler-Aktion dient nicht allein den Anliegen des Natur- und Heimatschutzes in der Schweiz. Auch die teilnehmenden Schulklassen profitieren: Einerseits erhalten sie didaktisch aufbereitete Unterrichtsmaterialien zum Thema Frösche & Co., mit denen sie Spannendes über die Welt der Geburtshelferkröten, Laubfrösche oder Bergmolche lernen. Andererseits fliessen pro verkauften Taler 50 Rappen in die Klassenkasse.

Die goldenen Taler werden aus Schweizer Biovollmilch, Zucker und Kakao aus fairem Handel hergestellt; eine rundum gute Sache.

Für weitere Informationen zum Talerverkauf:
Eveline Engeli, Leiterin Talerbüro
info@schoggitaler.ch, Telefon 044 262 30 86

**Der Schweizer Heimatschutz und Pro Natura engagieren sich mit der Schoggitaleraktion seit 66 Jahren für den Erhalt des Schweizer Natur- und Kulturerbes.
(Foto: Talerbüro)**

**Vom 5.–15. September bieten Schülerinnen und Schüler auf öffentlichen Plätzen den traditionsreichen Goldtaler aus feiner Milchschokolade zum Preis von 5 Franken an.
(Foto: Schweizer Heimatschutz)**

Welche ist die Schönste im ganzen Land?

**Strömender Regen hielt viele Interessierte nicht davon ab, sich die Terrassenhäuser in Bremgarten zeigen zu lassen.
(28. Mai 2013, Foto: Jürg Hünerwadel)**

Rechte Seite
**Besucherinnen und Besucher nutzten die Gelegenheit, den Fachleuten persönlich ihre Fragen zu stellen.
(25. Juni 2013, Foto: Andrzej Rulka)**

Die Stadtführungen 2013 zum Thema *Mikrokosmos Siedlung: neue Wohnformen von 1960 bis 1990* haben nicht nur das Interesse unserer Mitglieder, der Siedlungs- und Quartierbewohnerinnen, der Fachwelt und weiterer interessierter Menschen geweckt. Auch die Medienwelt hat ihren Blick auf unsere nunmehr über dreissigjährige Veranstaltung gerichtet. Es sind sage und schreibe drei Zeitungsberichte erschienen. Selbst ein Siedlungsranking entstand dabei, bei dem Wittigkofen aufgrund des «geringsten Ausländer- und Sozialbezügeranteils» die Tabelle anführt.

**Höchst aufmerksam verfolgten die Anwesenden die Ausführungen von Dieter Schnell zur Hochhaussiedlung Wittigkofen.
(2. Juli 2013, Foto: Maria d'Alessandro)**

**Auch die Siedlung Merzenacker lockte viele Mitglieder und Interessierte in den Osten Berns.
(25. Juni 2013, Foto: Andrzej Rulka)**

Nun, beabsichtigt war ein Überblick über die Berner Siedlungsentwicklung und deren Positionierung im nationalen Kontext. Natürlich interessiert dabei auch die Wohnqualität in den jeweiligen Siedlungen, die sich aber hoffentlich nicht am Ausländer- oder Sozialbezügeranteil misst. Wie die Führungen gezeigt haben, sind die Kriterien vielfältiger.

Den fachkundigen und eloquenten Referentinnen und Referenten, den begeisterten Bewohnerinnen und Bewohnern, die uns Tür und Tor geöffnet haben, möchte ich herzlich danken. Sie alle ermöglichten uns Teilnehmenden spannende Einblicke und bleibende Eindrücke. Ich jedenfalls weiss, in welcher Siedlung ich am liebsten wohnen würde. Und Sie?

Maria D'Alessandro
Vorstand Berner Heimatschutz,
Region Bern-Mittelland

Publikationen

Publikationen der Regionalgruppe Bern-Mittelland, Berner Heimatschutz

Wir räumen unser Lager!

Aus diesem Grund haben Sie die Gelegenheit, die bisher erschienen Stadt- und Quartierführer Bern zu einem einmaligen Sonderpreis von **CHF 10.– (zzgl. CHF 5.– Versandkosten)** zu beziehen (solange Vorrat).

Quartierführer Stadt Bern,
Obstberg Schosshalde (1993)

Stadtführer Bern,
Umnutzen von Industriebauten (1997)

Stadtführer Bern,
Christliches Bauen in Bern (1999)

Stadtführer Bern,
Wohn- und Siedlungsbau in Bümpliz (2006)

Bastelbogen Christoffelturm (2005)
Den Bastelbogen Christoffelturm können Sie ebenfalls bestellen, und zwar kostenlos (zzgl. CHF 5.– Versandkosten)

**Bitte richten Sie Ihre Bestellung an:
Berner Heimatschutz,
Regionalgruppe Bern-Mittelland,
Postfach 1993, 3000 Bern 7
oder per Mail:
info@heimatschutz-bernmittelland.ch**

Adressen

Regionalgruppe Bern: Vorstand, Bau- und Landschaftsberatung

Vorstand		
Präsident	Marc Wehrlin, Daxelhoferstrasse 15, 3012 Bern, marcwehrlin@bluewin.ch	031 301 25 25
Vizepräsidium	Stefan Rufer, Wasserwerkgasse 3, 3011 Bern, rufer@aefa.ch	031 311 79 29
Präsident Bau- und Landschaftsberatung	Giovanni Tedesco, Sennweg 9, 3012 Bern, g.tedesco@schaerburi.ch	031 357 53 96
Kassier	Jakob Burkhard, Stierenmatte 4, 3110 Münsingen, jakob.burkhard@bdo.ch	031 327 17 62
Heimat heute	Marianne Keller Tschirren, Sahlistrasse 3, 3012 Bern, mariannekeller@sunrise.ch	031 301 18 74
Stadtführungen	Maria D'Alessandro, Frankenstrasse 26, 3018 Bern	031 633 89 05
Europäische Tage des Denkmals	Andrzej Rulka, Postheiriweg 8, 4500 Solothurn, rulka@bluewin.ch	032 621 48 22
Vertreter Bau- und Landschaftsberatung	Peter Raaflaub, Schulgarten 3, 3043 Uettligen, pr@peter-raaflaub.ch	031 819 39 19
		079 672 37 21
Geschäftsführerin/Mitglieder/Heimat heute	Margrit Zwicky, Kirchbergerstrasse 42, 3008 Bern, mazw.oakdale@bluewin.ch	031 371 73 29
Webseite	Sophia Zehnder, Quartierhof 3, 3013 Bern, sophia@lorraine.ch	078 819 11 51
Projekte/Architekturforum	Veronika Niederhauser, Rykart Architekten AG, Könizstrasse 161, Postfach 75, 3097 Liebefeld, v.niederhauser@rykartarchitekten.ch	031 350 55 69

Bauberater / Gemeinden		
Ganzes Gebiet Bern-Mittelland		
Präsident/Planung	Giovanni Tedesco, Sennweg 9, 3012 Bern, g.tedesco@schaerburi.ch	031 357 53 96
Landschaftsberatung	Pascale Akkerman, Xeros Landschaftsarchitektur GmbH, Landoltstrasse 61, 3007 Bern, pascale.akkerman@xeros.ch	031 381 05 15
Kunsthistorische Beratung	Elisabeth Schneeberger, Stuckishausstrasse 18, 3047 Bremgarten e.schneeberger@gmx.ch	031 305 76 88
Geschäftsführung	Judy Funk, Bantigerstrasse 28, 3052 Zollikofen, judy.funk@bluewin.ch	031 911 56 97
Bern Stadt	Barbara Beyeler, Hallerstrasse 58, 3012 Bern, barbara.beyeler@diearchitektin.ch	031 348 65 15
Bolligen, Bremgarten, Ittigen, Kirchlindach, Köniz, Muri, Meikirch, Ostermundigen, Oberbalm, Stettlen, Vechigen, Wohlen, Zollikofen	Peter Raaflaub, Schulgarten 3, 3043 Uettligen, pr@peter-raaflaub.ch	031 819 39 19 079 672 37 21
Guggisberg, Riggisberg, Rüeggisberg, Rüschegg, Schwarzenburg	Daniel Mani, Mani + Aebersold Architekten, Münzrain 10, 3005 Bern mani@mani-aebersold.ch	031 326 45 50
Belp, Gelterfingen, Gerzensee, Jaberg, Kaufdorf, Kirchdorf, Kirchenthurnen, Lohnstorf, Mühledorf, Mühlethurnen, Niedermuhlern, Noflen, Rümligen, Toffen, Wald	Daniel Egger, Umbra Architektur, Merzenacker 81a, 3006 Bern, de@umbra.ch	031 944 10 00
Arni, Biglen, Bleiken b. O., Bowil, Brenzikofen, Freimettigen, Grosshöchstetten, Häutligen, Konolfingen, Landiswil, Linden, Mirchel, Niederhünigen, Oberdiessbach, Oberhünigen, Oberthal, Schlosswil, Zäziwil	vakant	
Allmendingen, Herbligen, Kiesen, Münsingen, Oppligen, Rubigen, Tägertschi, Walkringen, Wichtrach, Worb	Stefan Rufer, Wasserwerkgasse 3, 3011 Bern, rufer@aefa.ch	031 311 79 29
Clavaleyres, Ferenbalm, Frauenkappelen, Golaten, Gurbrü, Kriechenwil, Laupen, Mühleberg, Münchenwiler, Neuenegg, Wileroltigen	Thomas Flückiger, Umbra Architektur, Merzenacker 81a, 3006 Bern, tf@umbra.ch	031 944 14 00
Bäriswil, Büren z.H., Deisswil, Diemerswil, Etzelkofen, Fraubrunnen, Grafenried, Iffwil, Jegenstorf, Limpach, Mattstetten, Moosseedorf, Mülchi, Münchenbuchsee, Münchringen, Schalunen, Scheunen, Urtenen-Schönbühl, Wiggiswil, Zauggenried, Zuzwil	Thomas Stettler, Chrützeichweg 4, 3303 Jegenstorf, stettler@stettler-lerch.ch	031 761 33 01

Revisoren		
Hauptrevisor	Peter Gygax, Jungfraustrasse 10, 3123 Belp	031 819 31 08
Hauptrevisor	Bernhard Lanz, Manuelstrasse 69, 3006 Bern	031 352 48 14
Ersatzrevisor	Heinz Güntert, Jubiläumsstrasse 75, 3005 Bern	031 311 71 33

www.heimatschutz-bernmittelland.ch, info@heimatschutz-bernmittelland.ch
Alle Mitglieder von Vorstand sowie Bau- und Landschaftsberatung sind per E-Mail erreichbar unter: Vorname.Name@heimatschutz-bern.ch

BERNER HEIMATSCHUTZ
REGION BERN MITTELLAND

Postfach | 3000 Bern 7
info@heimatschutz-bernmittelland.ch
www.heimatschutz-bernmittelland.ch